D 20720 E

Der Stern

Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage

Juni 1985
111. Jahrgang
Nummer 3



Der Stern

Juni 1985
111. Jahrgang
Nummer 3

Offizielle deutschsprachige Veröffentlichung der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage mit Artikeln aus den Zeitschriften *Ensign*, *New Era* und *Friend*.



Die Erste Präsidentschaft:
Spencer W. Kimball
Marion G. Romney
Gordon B. Hinckley

Das Kollegium der Zwölf:
Ezra Taft Benson, Howard W. Hunter, Thomas S. Monson, Boyd K. Packer, Marvin J. Ashton, L. Tom Perry, David B. Haight, James E. Faust, Neal A. Maxwell, Russell M. Nelson, Dallin H. Oaks

Redaktionsleitung: Carlos E. Asay, Rex D. Pinegar, George P. Lee, James M. Paramore

Chefredakteur: Carlos E. Asay

Zeitschriftendirektor der Kirche: Ronald L. Knighton

International Magazines
Geschäftsführender Redakteur: Larry A. Hiller
Stellvertreter: David Mitchell
Ressortleiter: Lois Richardson (Kinderbeilage), C. Kimball Bott (Layout)

Inhalt

Für Kinder

Vorderes Umschlagbild: die Innenstadt von Salt Lake City, Utah, fotografiert von Glen Thomas Brown/The Stock Solution. **Hinteres Umschlagbild:** Die hohen Gebäude von Salt Lake City sind klein im Vergleich zum mächtigen Wasatchgebirgszug, durch den die Pioniere im Juli 1847 in das Salzseetal kamen. Foto mit freundlicher Genehmigung des Utah Travel Council.

Der Stern

Verantwortlich für Übersetzung und Lokalteil:
Peter Keldorfer, Im Rosengarten 25B, D-6368 Bad Vilbel, Telefon: 06101/80431

Herausgeber:
Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage, Porthstraße 5–7, D-6000 Frankfurt am Main 50, Telefon: 069/1534265

© 1985 by the Corporation of the President of the Church of Jesus Christ of Latter-day Saints

All rights reserved

Jahresabonnement:
DM 24,– durch Einzugsverfahren (bei Bestellung durch Zweig oder Gemeinde). Bei Direktbestellung an Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage, Stadtsparkasse Frankfurt 88666, BLZ 50050102.
sFr. 19,20 an Citybank, Genf, Konto-Nr. 0/312750/007, Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage in der Schweiz.
öS 168,– an Erste österreichische Spar-Casse-Bank, Konto-Nr. 500-09028, Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage.
USA und Kanada (nicht mit Luftpost): $ 10.00.

Beilagenhinweis:
Dieser Ausgabe liegt „DER KINDERSTERN Juni 1985" bei.

Printed by Production Center Frankfurt, Federal Republic of Germany

PB MA 0584 GE

Botschaft von der Ersten Präsidentschaft

Einander stark machen



Gordon B. Hinckley
Zweiter Ratgeber in der Ersten Präsidentschaft

Welch eine herrliche Zeit, in der wir leben! Noch nie in der Weltgeschichte haben Wissenschaft und Technik so große Fortschritte gemacht, und zudem leben wir jetzt in der Evangeliumszeit der Erfüllung, in der alle Kraft und Vollmacht früherer Evangeliumszeiten auf Erden wiederhergestellt sind. Es ist auch herrlich, in dieser Zeit der Kirche anzugehören, da Millionen Mitglieder den größten Freundeskreis der Welt bilden. Wo immer man als getreuer Heiliger der Letzten Tage auch hinkommt, hat man sofort Freunde, wenn man sich zu erkennen gibt.

Als der Kaiser von Japan vor ein paar Jahren die USA besuchte, nahm ich in San Francisco an einem Essen teil, das für ihn gegeben wurde. Ich saß mit Leuten am Tisch, die nicht der Kirche angehörten, aber in Japan Mitglieder der Kirche kennengelernt hatten. Unter anderem unterhielten wir uns über den Kulturschock, den man erleben kann, wenn man in ein fremdes Land übersiedelt. Ein erfahrener Mann, der viele Jahre im Ausland verbracht hatte, meinte: „Bei niemandem fühlt man sich so willkommen und zu Hause wie bei Ihren Leuten. Wenn eine Mormonenfamilie nach Japan kam, verging keine Woche, und schon hatten sie viele Freunde. Sonst war das ja nicht so. Die meisten fühlten sich recht einsam, und die Anpassung fiel ihnen schwer."

Denken wir daran, daß wir nicht allein sind. Wir gehören einem großen Freundeskreis an. Tausende und Abertausende bemühen sich, nach der Lehre des Herrn zu leben. Ich weiß natürlich, daß viele an ihrem Wohnort eine Minderheit darstellen, doch glücklicherweise gibt es fast immer Heilige der Letzten Tage in der Nähe, Leute von unserer Art, mit denen wir ungezwungen Kontakt pflegen und die Lebensweise praktizieren können, die wir schätzen gelernt haben.

Ich erinnere mich an eine Unterredung mit einem entmutigten Missionar. Er hatte Schwierigkeiten mit der Fremdsprache; er hatte keinen Arbeitsgeist mehr und wollte nach Hause. Er war einer von 180 Missionaren in seiner Mission.

Ich sagte ihm, seine vorzeitige Heimkehr wäre ein Treuebruch gegenüber seinen 179 Mitarbeitern, jeder einzelne davon sein Freund. Sie alle würden für ihn fasten und beten und auch sonst praktisch alles tun, um ihm zu helfen. Sie würden sich um ihn bemühen, ihn belehren, mit ihm niederknien. Sie würden ihm helfen, die Sprache zu erlernen und Erfolg zu haben, denn sie liebten ihn.

Es freut mich berichten zu können, daß er meine Zusicherung, daß alle die anderen Missionare seine Freunde seien, annahm. Sie stellten sich um ihn, nicht um ihn in Verlegenheit zu bringen, sondern um ihn stark zu machen. Das schreckliche Gefühl der Einsamkeit verließ ihn, und er merkte, daß er zu einer Siegermannschaft gehörte. Er wurde erfolgreich, begann zu führen und ist seither ein Führer geblieben.

Das ist es, was wir alle füreinander tun müssen.

Paulus schrieb an die Römer: „Wir müssen als die Starken die Schwäche derer tragen, die schwach sind." Wir dürfen nicht, wie er hinzufügte, nur „für uns selbst leben" (Römer 15:1).

Es gibt heute die traurige Tendenz, einander in den Schmutz zu ziehen. Haben Sie sich jemals überlegt, daß man nicht viel Verstand dazu braucht, um eine verletzende Bemerkung zu machen? Versuchen Sie einmal das Gegenteil – teilen Sie Komplimente aus!

Als ich vor Jahren für die Arbeit der Kirche in Asien zuständig war, hatte ich mit jedem Missionar dort ein Gespräch unter vier Augen. Ich fragte jeden, was für guten Eigenschaften seines Mitarbeiters er zu einem Teil seines eigenen Lebens machen wolle.

Fast immer, wenn ich diese Frage stellte, blickte mich der jeweilige Missionar erstaunt an. So hatte noch keiner seinen Mitarbeiter betrachtet. Man sah zwar die Fehler und Schwächen des anderen, nicht aber seine guten Seiten. Ich bat die Missionare dann immer, ein wenig darüber nachzudenken, und dann kamen auch nach und nach die Antworten, etwa: „Er arbeitet fleißig", „Er kleidet sich immer korrekt" oder „Er beklagt sich nie".

Es war wirklich bemerkenswert: Die meisten dieser jungen Männer und Frauen hatten die guten Seiten ihrer Mitarbeiter gar nicht wahrgenommen, aber die Fehler kannten sie und ließen sich oft genug davon entmutigen. Änderten sie aber ihre Einstellung, so war das Ergebnis erstaunlich.

Ich weiß, daß jeder hin und wieder niedergeschlagen ist. Fast alle Menschen haben irgendwann das Gefühl, versagt zu haben. Die Bibel berichtet, daß selbst Jesus geweint hat. Ich bin sicher, daß der Prophet Joseph Smith es als Versagen empfand und traurig war, als er den Mississippi überquerte, um seinen Feinden zu entkommen, und dann hörte, daß einige seiner eigenen

Leute sagten, er laufe fort. Seine Antwort: „Wenn meinen Freunden nichts an meinem Leben liegt, so liegt auch mir nichts daran." Er kehrte zurück und ging nach Carthage, wo er kurz darauf umgebracht wurde.

Ich habe Präsident David O. McKay, Präsident Joseph Fielding Smith, Präsident Harold B. Lee und Präsident Spencer W. Kimball mit Tränen in den Augen erlebt. Einem jeden kann der Mut sinken, doch wenn ich an Mutlosigkeit denke, fällt mir ein Zeitungsartikel ein, den ich einmal gelesen habe:

„Wer den Mut verliert, der denke an diesen Mann: Er flog aus der Schule, eröffnete einen Dorfladen, machte aber Bankrott und zahlte 15 Jahre seine Schulden ab. Er heiratete, aber die Ehe war unglücklich. Er kandidierte für einen Sitz im amerikanischen Repräsentantenhaus, verlor aber zweimal. Dann kandidierte er für einen Senatssitz und verlor wieder zweimal. Er hielt eine Rede, die zum Klassiker wurde, doch das Publikum kümmerte sich nicht darum. Tag für Tag wurde er in der Presse angegriffen, und die halbe Nation verachtete ihn. Doch wer weiß, wie viele Menschen in aller Welt dieser schwermütige Mann, der so viel Pech hatte, trotzdem inspiriert hat. Sein Name? Abraham Lincoln." (*Wall Street Journal.*)



Wer bedrückt ist, muß wissen, daß es nicht nur ihm, sondern auch vielen anderen so geht, und daß die Lebensumstände anderer oft noch viel schlechter sind. Und wir müssen auch wissen: Wenn einer von uns am Boden liegt, sind seine Freunde verpflichtet, ihm aufzuhelfen. Ich hoffe, daß jeder von uns Mitgefühl entwickelt und seinen Mitmenschen Mut macht, wenn sie das brauchen. Einen Freund hat, wer selbst einer ist. Danken wir Gott für gute Freunde.

In unserer Gesellschaft neigen leider auch viele dazu, sich selbst herabzusetzen. Oft erscheinen uns andere als selbstsicher, doch es ist eine Tatsache, daß die meisten Menschen auch mal Minderwertigkeitsgefühle haben. Es ist wichtig, daß man sich derlei nicht selbst einredet. Nicht jeder kann groß, blond und gutaussehend sein. Nicht jede Frau kann schlank und hübsch sein. Es kommt darauf an, daß man aus dem, was man hat, das Beste macht.

Vergeuden wir keine Zeit mit Selbstmitleid. Machen wir uns nicht selbst schlecht, und vergessen wir nie, daß wir Kinder Gottes sind. Wir haben ein göttliches Geburtsrecht und etwas vom Wesen Gottes in uns. Der Psalmist singt: „Wohl habe ich gesagt: Ihr seid Götter, ihr alle seid Söhne des Höchsten." (Psalm 82:6.)

David muß unter den Sternen gesessen und an die großartigen Möglichkeiten gedacht haben, die im Menschen stecken, als er schrieb:

„Was ist der Mensch, daß du an ihn denkst,

des Menschen Kind, daß du dich seiner annimmst?

Du hast ihn nur wenig geringer gemacht als Gott,

hast ihn mit Herrlichkeit und Ehre gekrönt.

Du hast ihn als Herrscher eingesetzt über das Werk deiner Hände,

hast ihm alles zu Füßen gelegt." (Psalm 8:4–6.)



In jedem Menschen steckt Großes. Durch Offenbarung hat der Herr gesagt: „Sei demütig, dann wird der Herr, dein Gott, dich an der Hand führen und dir auf deine Gebete Antwort geben." (LuB 112:10.) Welch eine herrliche Verheißung und wie wichtig für unsere persönliche Entwicklung!

Und noch etwas möchte ich im Zusammenhang mit dem persönlichen Fortschritt sagen. In unserem Bildungszeitalter erlebt man oft, was ich intellektuelle Arroganz nenne. Sie beruht hauptsächlich auf Vorspiegelung, ist daher oft Anlaß zum Zynismus und entmutigt folglich viele Menschen. Ein Prophet des Buches Mormon hat gesagt: „O welch schlauer Plan des Bösen! O Eitelkeit und Narrheit und Schwäche der Menschen: Sind sie gelehrt, so denken sie, sie seien weise, und hören nicht auf den Rat Gottes, denn sie schieben ihn beiseite und meinen, sie selbst hätten Wissen; aber ihre Weisheit ist Narrheit und nützt ihnen nicht. Und sie werden zugrunde gehen." (2 Nephi 9:28.)

In der Geschichte der Kirche gab es einen interessanten Fall; da war ein Mann, der Großes erreicht hatte und dann stürzte, weil er überheblich geworden war. Präsident Wilford Woodruff hat über ihn gesagt: „Ich habe Oliver Cowdery erlebt, als unter seinen Füßen die Erde zu erbeben schien. Nie habe ich jemanden machtvoller Zeugnis geben gehört als ihn, wenn er unter dem Einfluß des Geistes stand. Doch im selben Augenblick, da er das Gottesreich verließ, fiel die Macht von ihm wie der Blitz vom Himmel, und er verlor seine Kraft wie Simson sein Haar im Schoß der Delila. Er verlor seine Macht und das Zeugnis, das er gehabt hatte, und erlangte es im Fleisch nie wieder vollständig zurück, obwohl er als Mitglied der Kirche starb." (Stanley R. Gunn, *Oliver Cowdery: Second Elder and Scribe*, 1962, Seite 73.)

Jeder hat im Lauf der Jahre mit inneren Schwierigkeiten zu kämpfen, meistens in Bereichen, wo wir uns entwickeln und verbessern müssen. Vielleicht tauchen Fragen bezüglich der Kirche, ihrer Geschichte, ihrer Lehre und Gepflogenheiten auf. Ich möchte Ihnen bezüglich dieses Werkes mein Zeugnis geben. Seit mehr als einem halben Jahrhundert ist mein Leben eng damit verknüpft. Ich habe seit Präsident Heber J. Grant mit allen Präsidenten der Kirche zusammengearbeitet. Ich habe Präsident Grant, George Albert Smith, David O. McKay, Harold B. Lee und Spencer We. Kimball persönlich sehr gut kennengelernt. Ich kannte auch alle ihre Ratgeber und den Rat der Zwölf in der Amtszeit aller genannten Präsidenten. Alle diese Männer waren menschlich, mit menschlichen Eigenschaften und vielleicht auch mit mancher Schwäche behaftet. Doch über dem allen zeigte sich im Leben eines jeden von ihnen in machtvoller Weise die Inspiration Gottes. Die Präsidenten der Kirche waren wirklich Propheten. Ich habe aus nächster Nähe erlebt, wie der Geist der Offenbarung auf ihnen ruhte. Jeder Präsident hatte im Rat der Zwölf und in anderen Aufgabenbereichen jahrelang Erfahrung gesammelt. Der Herr hat sie alle geformt und geläutert, er hat sie Mutlosigkeit und Mißerfolg, Krankheit und in einigen Fällen tiefen Kummer erfahren lassen, alles Läuterung, die dann in großartiger Weise in ihrem Leben zum Ausdruck kam.

Meine lieben Freunde im Evangelium, das ist das Werk Gottes. Es ist seine Kirche und die Kirche seines geliebten Sohnes, dessen Namen sie trägt. Gott wird nie zulassen, daß ein Betrüger an ihrer Spitze steht. Er ernennt seine Propheten und inspiriert und führt sie. Joseph Smith war sein großer Prophet am Beginn dieser Evangeliumszeit der Erfüllung. Was wir so freudig singen, ist wahr: „Preiset den Mann, der verkehrt mit Jehova, der ein Prophet war, von Christus ernannt!" (Gesangbuch, Nr. 111.)

Der Herr segne uns alle mit Glauben und mit einem Zeugnis von diesem großen und heiligen Werk. Er schenke uns auch Freude an dem Dienst, den wir leisten, um seine Absichten bezüglich seines großen Werkes in den Letzten Tagen zu verwirklichen.

Der Herr selbst hat gesagt: „Die Schlüssel des Reiches Gottes sind dem Menschen auf Erden übertragen, und von da an wird das Evangelium bis an die Enden der Erde hinrollen gleich dem Stein, der sich ohne Zutun von Menschenhand vom Berg losgerissen hat und dahinrollt, bis er die ganze Erde erfüllt." (LuB 65:2.) □

Für die Heimlehrer

Einige wesentliche Punkte, die Sie vielleicht bei Ihrem Heimlehrgespräch hervorheben möchten:

1. Uns muß bewußt sein, daß jeder irgendwann mutlos ist.

2. Wir sollen unser Einfühlungsvermögen entwickeln und andere ermutigen, wenn sie dies brauchen.

3. Vergeuden wir keine Zeit mit Selbstmitleid. Machen wir uns auch nicht selbst schlecht.

4. Versuchen wir, anderen Komplimente zu machen und sie aufzurichten.

5. Der Herr hat alle Präsidenten der Kirche geläutert. Er hat sie Mutlosigkeit, Fehlschläge, Krankheit und Kummer fühlen lassen. Denselben Läuterungsprozeß, der in ihrem Leben so deutlich sichtbar ist, muß auch jeder von uns durchmachen.

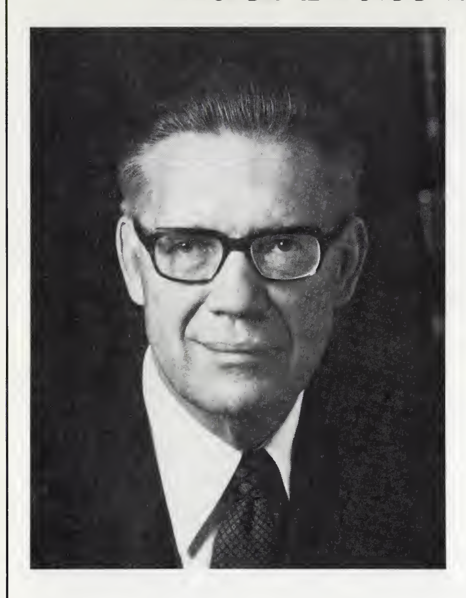
Hilfen für das Gespräch

1. Schildern Sie, wie Sie selbst Mutlosigkeit überwunden haben und wie Sie darüber denken. Lassen Sie auch die Familie zu Wort kommen.

2. Enthält dieser Artikel Zitate, die die Familie vorlesen und besprechen kann?

3. Würde das Gespräch besser verlaufen, wenn Sie vor dem Besuch mit dem Familienoberhaupt sprechen? Möchte der Kollegiumsleiter oder der Bischof dem Haushaltsvorstand etwas in bezug auf notwendigen Ansporn sagen lassen?

Elder Bruce R. McConkie



Am 19. April 1985 starb Elder Bruce R. McConkie vom Kollegium der Zwölf Apostel in seinem Haus in Salt Lake City – keine zwei Wochen nach der Frühjahrs-Generalkonferenz, an der er noch eine machtvolle Predigt gehalten und Zeugnis vom Herrn Jesus Christus gegeben hatte.

Elder Bruce R. McConkie wurde im Oktober 1946, mit 31 Jahren, als Generalautorität berufen. Er diente als Mitglied des Ersten Rates der Siebzig bis Oktober 1972, als er berufen wurde, den freien Platz im Rat der Zwölf auszufüllen, der durch Elder Marion G. Romneys Berufung in die Erste Präsidentschaft – als Ratgeber Harold B. Lees – entstanden war.

In den Jahren seines Dienstes als Generalautorität hat Elder McConkie beständig die Grundprinzipien des Evangeliums, die zur Erhöhung führen, ausgelegt. Er hat sich sein Leben lang mit den heiligen Schriften beschäftigt, was zu einer Reihe von Veröffentlichungen geführt hat. Eine davon, *Mormon Doctrine*, wurde zum inoffiziellen Nachschlagewerk für die Glaubenslehren der Kirche. Daneben hat er weitere Nachschlagewerke über das Evangelium herausgegeben, und vor kurzem hat er eine vierbändige Abhandlung über das Leben des Erretters abgeschlossen.

Seine klare Baßstimme paßte zu seiner imposanten Erscheinung. Über 1,80 Meter groß, konnte man ihn leicht erkennen, wenn er Tag für Tag mit großen Schritten von seinem Haus zu seinem Büro ging, eine Strecke von ungefähr fünf Kilometern. Er ging gern zu Fuß, und er wanderte auch gern, wobei er nach Edelsteinen suchte, die er dann schliff und polierte. Er und seine Frau haben viele Schmuckstücke gefertigt und Verwandten und Freunden geschenkt.

Bei einem Interview hat er einmal gesagt: „Unter anderem machte es mir am meisten Freude, mich einfach mit den Lehren des Evangeliums zu beschäftigen, sie nach Themen zu ordnen, Fragen der Lehre zu untersuchen und zu beantworten."

In seiner Studentenzeit pflegte er den Weg zur juristischen Fakultät der Universität von Utah zu Fuß zurückzulegen. Damals entwickelte Elder McConkie eine Methode geistiger Arbeit, die für ihn und für alle, die ihn sprechen hörten oder seine Bücher lasen, sehr wertvoll wurde. Gewöhnlich dachte er sich ein Evangeliumsthema aus und entwarf dann in Gedanken eine Predigt darüber. Diesen Entwurf untermauerte er durch passende Schriftstellen, die er aus dem Gedächtnis zusammenstellte. Während seiner Missionszeit in der Oststaatenmission hatte er täglich eine Schriftstelle auswendig gelernt und konnte so auf einen großen Vorrat zurückgreifen. Und als er heiratete, beschloß er zusammen mit seiner Frau, das Schriftstudium zu einem Teil ihres Tagesprogramms zu machen. So lasen sie im Laufe der Jahre viele Male gemeinsam die Standardwerke.

Elder McConkie wurde in Ann Arbor in Michigan geboren, wo sein Vater an der Universität von Michigan Jura studierte. Die Geburt war schwierig und hätte ihn und seine Mutter fast das Leben gekostet. Man hielt das neugeborene Kind sogar für tot und legte es beiseite, während sich die Ärzte darauf konzentrierten, das Leben der Mutter zu retten. Erst nachträglich kam jemand vom medizinischen Personal auf die Idee nachzusehen, ob Leben in dem Baby sei.

Das Baby wuchs zu einem gesunden Jungen heran, und sein Vater schloß sein Studium ab, worauf die Familie McConkie nach ihrer Farm in Monticello in Utah zurückkehrte. Später studierte sein Vater noch ein Jahr lang Jura in Michigan, und anschließend ließ sich die Familie in Salt Lake City nieder, von wo aus der junge Elder McConkie zu einer Vollzeitmission berufen wurde.

Nach seiner Rückkehr studierte er Jura an der Universität von Utah. 1937 heiratete er Amelia Smith, die Tochter Elder Joseph Fielding Smiths. Sie wurden Eltern von vier Söhnen und vier Töchtern. Ein fünfter Sohn, eigentlich das erste Kind, starb wenige Wochen nach der Geburt.

Nach seiner juristischen Abschlußprüfung im Jahre 1939 wurde er für zwei Jahre stellvertretender Staatsanwalt, ehe er während des Zweiten Weltkriegs vier Jahre lang im Abschirm- und Nachrichtendienst der Streitkräfte tätig war.

Nach seiner Rückkehr ins bürgerliche Leben wurde er Reporter und schrieb Leitartikel für die *Deseret News*. Als er gerade einen Bericht über eine Versammlung der Generalkonferenz ausarbeitete, nahm ihn Präsident David O. McKay, damals Ratgeber in der Ersten Präsidentschaft, beiseite und sprach die Berufung zum Dienst im Ersten Kollegium der Siebzig aus.

Von 1961 bis 1964 war Elder McConkie Präsident der Misson in Südaustralien. Später wurde er unter anderem Koordinator für das HLT-Soldatenprogramm und geschäftsführender Direktor der Pfahl- und Vollzeitmissionen.

Als Generalautorität reiste er in viele Teile der Welt. „Ich war soviel auf Reisen, daß es mir zur Lebensweise geworden ist", hat er einmal gesagt, aber hinzugefügt: „Es macht mich sehr froh, wenn ich hinauskomme und mit den Heiligen der Letzten Tage zusammen bin."

Die Beschreibung, die er einmal von seinen Mitarbeitern gegeben hat, trifft auch auf ihn selbst zu: „Die Führer der Kirche sind sehr menschlich und von angenehmem Äußeren, und sie sind auf verschiedene Weise sehr talentiert und begabt."





Eine Entdeckungsreise ins Buch Mormon

Teil 3

Neue Entdeckungsreise vom alten Amerika und seinen heiligen Schriften

John L. Sorenson

Der vorliegende Artikel ist der letzte dieser Serie, in der der Versuch gemacht wurde, jüngste wissenschaftliche Ergebnisse vorzustellen, die das Buch Mormon bestätigen und selbst manches darin erhellen. Die vorhergehenden Artikel haben sich mit geographischen Fragen, mit den Grenzen der Archäologie, mit der Bevölkerung, mit Metallverarbeitung und Schriftzeugnissen befaßt.

Nun könnte man sich weiteren interessanten Bereichen zuwenden – beispielsweise politischen Strukturen, Siedlungsformen, dem Handelswesen oder Geheimbünden –, doch ist es vielleicht sinnvoller, das ganze Spektrum von Bereichen sichtbar zu machen, auf die in jüngster Zeit neues Licht gefallen ist. Die zitierten Beispiele unterstreichen die Tatsache, daß nicht unbedingt alles zutrifft, was – selbst berühmte – Fachleute über Zusammenhänge früher amerikanischer Kulturen mit dem Buch Mormon zu wissen glaubten.

HLT-Autoren haben in der Vergangenheit die im Dritten Buch Nephi (6:8; 8:13) erwähnten Landstraßen mit den kalksteingepflasterten Überlandstraßen *(sacbes)* der Yucatan-Halbinsel verglichen. Diese Straßen, von denen einige erst vor zwanzig Jahren entdeckt wurden, befinden sich fast alle in diesem relativ begrenzten Raum und schienen weit jünger zu sein als das Buch Mormon. Neuere Forschungen haben jedoch ergeben, daß die Geschichte des Straßenbaus viel weiter zurückreicht und daß im gesamten mesoamerikanischen Raum Straßen gebaut wurden.

Die älteste derzeit bekannte Überlandstraße liegt in Komchen im äußersten Norden Yucatans. E. Wyllys Andrews V. und seine Mitarbeiter von der Tulane-Universität datieren eine dieser Straßen auf das 3. Jahrhundert v. Chr. [1] Bei Cerros in Belize (früher Britisch-Honduras) war eine solche Straße zwischen 50 v. Chr. und 150 n. Chr. in Gebrauch. [2] Später wurden bei Quemada im mexikanischen Bundesstaat Zacatecas Straßen gebaut, also im äußersten Norden Mittelamerikas. [3] Weitere Straßen findet man in Xochicalco, unmittelbar südlich von Mexico City, wo noch drei Kilometer gepflasterter Straße erhalten geblieben sind, [4] und bei Monte Alban [5]. Viele der entdeckten Straßen sind bescheidene lokale Verkehrswege, doch in Yucatan befindet sich ein 100 km langes durchgehendes Straßenstück. [6] Es ist also offensichtlich, daß unser gegenwärtiger Wissensstand über den Straßenbau nicht im Widerspruch zu der Vorstellung steht, daß es „ebene Straßen" gab, die beim Tod Christi zerstört wurden (siehe 3 Nephi 8:13).

Die Heiligen der Letzten Tage haben

Faksimile des Codex Borgia, der in Zentralmexiko gefunden wurde und eine bis 700 n. Chr. zurückreichende Geschichte der Dynastien und ihrer Eroberungen enthält. Der Codex ist auf Rehleder geschrieben und wie ein Buch gefaltet – in der Form den Maya-Codices gleich, die allerdings auf Papier geschrieben waren. Papier fertigten die Mayas aus der zerstampften Rinde wilder Feigenbäume. Es wurde mit Kalk bestrichen und mehrfarbig mit Figuren und Schriftzeichen bemalt.



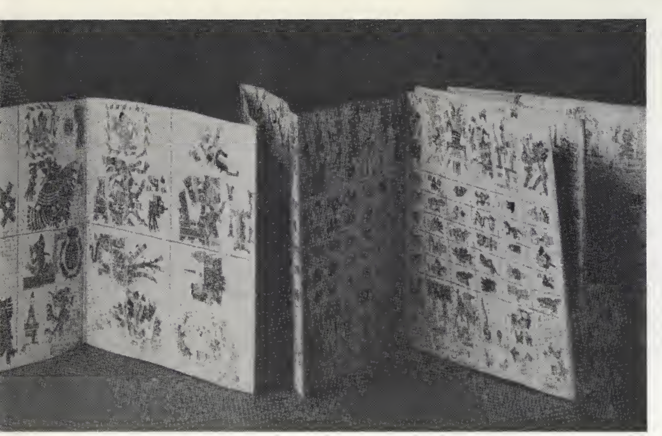
sich immer schon für die Verwendung von „Zement" im alten Amerika interessiert. Wahrscheinlich haben irgendwelche Experten einmal behauptet, Zement habe es nicht gegeben. Dies kann aber niemand von den letzten beiden Generationen von Gelehrten gewesen sein. In ganz Mesoamerika wurde nämlich dauerhafter Zement zu Bauzwecken allgemein verwendet. Heute ist nicht so sehr die Tatsache interessant, daß es überhaupt Zement gab, sondern die relativ hochentwickelte Verarbeitungstechnik. Bei El Tajin, an der Golfküste östlich von Mexico City, fand man Dächer aus bis zu 75 Quadratmeter großen Betonplatten. Der Zement bestand in diesem Fall aus gemahlenen Meeresmuscheln und Sand und war mit zerstoßenem Bimsstein oder Keramikbruch vermischt und in Holzformen gegossen worden. Manchmal füllte man auch einen Raum mit Steinen und Lehm und glättete die Oberfläche, über die der Beton gegossen wurde. Wenn die Decke gehärtet war, grub man den Raum darunter wieder aus. [7] Die Ruinen von Tajin sind zwar jünger als das Buch Mormon, doch kennt man echte Betonbauten, die in die Zeit vor Christus zurückreichen. [8]

Die Tiere, die im Buch Mormon genannt sind, stellen ein komplexes Problem dar. Zum einen beziehen sich die als Pferd, Rind, Ziege usw. übersetzten Bezeichnungen nicht unbedingt auf die Arten, an die wir dabei denken. Die Gepflogenheiten von Neusiedlern in aller Welt bei der Benennung von Tieren sollten uns, was solche Vereinfachungen betrifft, eine Warnung sein. Die Nephiten entdeckten in dem Land, das sie besiedelten, beispielsweise sowohl „Ziegen" als auch „Wildziegen" (1 Nephi 18:25), das heißt, „Wild-" bedeutet hier nicht, was man auf den ersten Blick vermuten möchte, denn aus dem Text geht hervor, daß offenbar beide Arten ungezähmt vorgefunden wurden. Es ist also klar, daß man nicht mit Sicherheit annehmen kann, daß die hier erwähnten Tiere unseren Ziegen entsprachen.

Die Semantik von Tier- und Pflanzenbezeichnungen ist beim Erarbeiten alter Texte immer problematisch. Selbst die erst vierhundert Jahre alte Schilderung der Yucatan-Halbinsel von Diego de Landa enthält Aussagen, die den heutigen Biologen Rätsel aufgeben. Die Übertragung von Bezeichnungen von einer Kultur in eine andere schafft immer Schwierigkeiten. Die Spanier gaben dem amerikanischen Bison (dem „Büffel") ihren Ausdruck für „Kuh"; die Delaware-Indianer benannten das europäische Rind mit ihrem Wort für „Hirsch", und die Miami-Indianer nannten unser Schaf „Sieht-aus-wie-eine-Kuh". Die Flachland-Mayas nannten das spanische Schaf „taman", was soviel bedeutet wie „eßbare Baumwolle". Bischof Landa beschrieb das Reh der Yucatan-Halbinsel als „eine Art kleine Wildziege". Er schrieb auch, der Tapir habe die Größe eines Maultiers, aber Hufe wie ein Ochse, während der spanische Name des Tieres „Früher-ein-Esel" bedeutet. [9] Die Terminologie ist also ein kompliziertes Rätsel, das nicht so einfach zu lösen ist.

Zieht man naturwissenschaftliche und historisches Material heran, um festzustellen, was für Tiere es im präkolumbischen Mesoamerika wirklich gab, so ergeben sich für jedes im Buch Mormon erwähnte Tier mehrere Möglichkeiten. Der Hirsch fällt möglicherweise in die Kategorie „Rind". Die Entdecker, die mit Cortez das Land erforschten, berichten von halbgezähmten Hirschherden bei den Mayas, [10] und ein Stamm in El Salvador soll Hirsche ständig in Herden gehalten haben. Es gibt Hinweise, daß das Alpaka, ein südamerikanischer Verwandter des Kamels, einmal auch im Süden Mexikos vorkam, und selbst so weit im Norden wie Costa Rica hat man Tonfiguren von Alpakas mit Packsätteln ausgegraben. Reiterfiguren – in einem Fall ist das Reittier unverkennbar ein Hirsch – fand man in Mexiko und Guatemala. [11] Der Hirsch ist also womöglich auch als „Pferd" übersetzt worden.

Alles in allem kann man aufgrund des vorhandenen Materials den Standpunkt früherer Experten kaum mehr gelten lassen, daß Tiere für die präkolumbischen Völker fast nur als Jagdbeute interessant gewesen wären. [12] Noch immer stimmt nicht jede Aussage des Buches Mormon über Tiere mit wissenschaftlichen Funden überein, doch haben sich die Standpunkte in den letz-



ten zwei Jahrzehnten einander erheblich angenähert. Die weitere Forschung wird wahrscheinlich auch die noch offenen Fragen klären.

In den Katalogen der präkolumbischen Flora fehlen manche Kulturpflanzen, von denen im Buch Mormon die Rede ist, zum Leidwesen mancher Leser (und zur Freude mancher Kritiker). Unser Wissen über alte Kulturpflanzen ist jedoch immer noch sehr lückenhaft, da sehr wenig archäologische Arbeit geleistet wurde. (Optimistischen Schätzungen zufolge ist erst ein Tausendstel dessen ausgegraben, was noch auszugraben wäre, und selbst die bereits geleistete Arbeit ist oft von fragwürdiger Qualität.) Erst voriges Jahr fand man im Süden Arizonas „die erste in der Neuen Welt ausgegrabene domestizierte Gerste" [13]. Dieser Fund ist besonders interessant, da im Buch Mormon im Zusammenhang mit dem Währungssystem der Nephiten von Gerste die Rede ist, als sei sie weit verbreitet gewesen (siehe Alma 11:7,15). Dieses Beispiel sollte sowohl dem informierten Leser als auch dem Historiker eine Warnung sein: es ändern sich nicht nur Auslegungen, sondern auch „Tatsachen". Was nach dem heutigen Stand der Archäologie fehlt, kann morgen durch Ausgrabungen nachgeliefert werden.

Die gleiche Aussage kommt auch von zwei anderen Archäologen, die in Südamerika arbeiten und Pflanzen gefunden haben, „die es eigentlich hier nicht geben sollte". Terence Grieder und Alberto Bueno Mendoza haben auf einer präkolumbischen Ausgrabungsstätte Reste von Mangofrüchten und Bananenblätter gefunden. Ein weiterer Archäologe entgegnete in einem Artikel, „dieser Fund sei gar nicht möglich", denn diese Pflanzen seien erst von den Europäern in die Neue Welt gebracht worden. In ihrer Antwort bestätigten die Forscher jedoch ihre Entdeckung und merkten, sozusagen kopfschüttelnd, an: „Wenn wir nur entdecken dürfen, was ohnehin schon bekannt ist, können wir uns die Mühe des Ausgrabens gleich ersparen.„ [14] Man darf sich fragen, was alles zutage kommt, wenn der Umfang des heute vorhandenen Ausgrabungsmaterials sich bloß verdoppelt.

Doch nicht nur Ausgrabungen fördern neue Erkenntnisse zutage. Linda Schele hat beim Entziffern von Maya-Schriftzeugnissen in jüngster Zeit führende Arbeit geleistet. Ihr besonderes Interesse galt den Inschriften von Palenque im Süden Mexikos. Was dabei an neuen Erkenntnissen gesammelt wurde, ist erstaunlich.

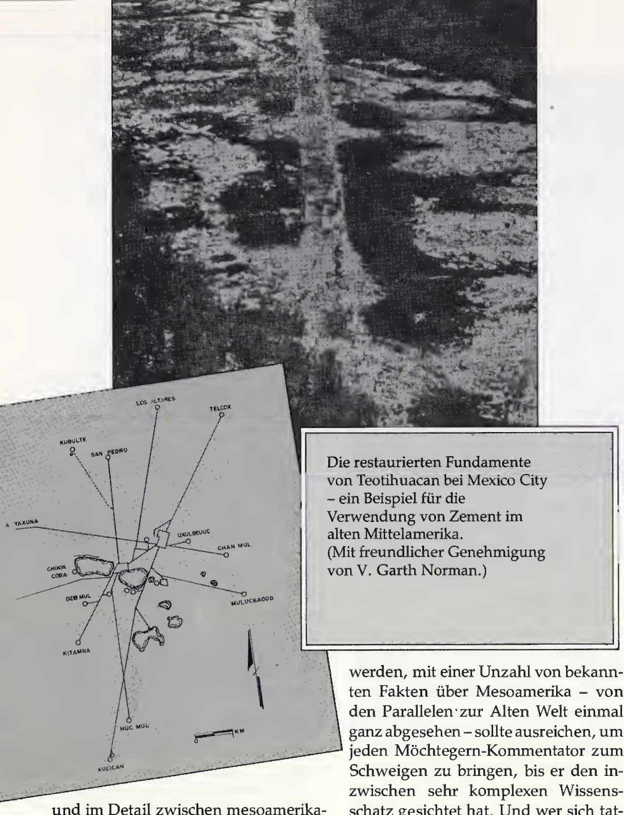
Unter anderem hat Schele die wahrscheinlichen Regierungszeiten der Herrscher von Palenque herausgefunden. Von 600 bis 670 n. Chr. hat offenbar ein Mann namens Pacal der Große regiert; die nächsten dreißig Jahre regierte Chan-Bahlum, dann vierzig Jahre lang ein Herrscher namens Kuk. Schele schreibt, daß „in den Schriftzeugnissen der Mayadynastien langlebige Herrscher eher die Regel als die Ausnahme gewesen sein dürften" [15]. Die Länge dieser Amtsperioden ist von manchen Kritikern als unnatürlich bezeichnet worden. Anthropologen haben in den „Königsgräbern" von Palenque, die übrigens sehr an ägyptische Pyramiden erinnern, [16] nur die Skelette jüngerer Männer gefunden.

So ergab sich ein Paradoxon – die Fakten, auf die man anhand der Skelette schloß, widersprechen den Angaben der Inschriften. Noch ist die Lösung nicht gefunden. Manche Kritiker des Buches Mormon haben am hohen Alter und an den langen Amtszeiten der jareditischen Herrscher Anstoß genommen. Das Buch Mormon und die Mayainschriften stimmen also in einem Punkt überein, zu dem die Wissenschaft noch nicht das letzte Wort gesprochen hat. Anzumerken ist, daß die jareditischen Aufzeichnungen durch die Übereinstimmung mit anderen alten Textzeugnissen glaubhafter geworden sind.

Auch in vielen anderen Bereichen ergibt sich ein Punkt nach dem anderen, worin das Buch Mormon mit wissenschaftlichen Erkenntnissen über Mesoamerika übereinstimmt, nicht nur im Gesamtbild, sondern gelegentlich selbst in kleinen Details. „Schehum", die unübersetzte Bezeichnung einer Feldfrucht des Volkes Zeniff (siehe Mosia 9:9) ist nach 140 Jahren Unklarheit endlich als das akkadische (babylonische) Wort für Gerste erkannt worden: *se'um*. (Interessanterweise kam es in dieser Form im dritten vorchristlichen Jahrtausend vor, und nicht später; das ist die Zeit, als die Järediten Mesopotamien verließen. [17]) *Naab*, ein Mayawort für Gold, klingt wie ein Echo des gleichbedeutenden ägyptischen Wortes *noub*. Die zoqueanische Bezeichnung für Kupfer, *hamatin*, erinnert an das ägyptische Wort für Kupfer: *hmty*. Alma und Samuel prophezeien von einschneidenden Ereignissen am Ende von zyklischen Perioden – unter anderem ist von einer „vierhundertjährigen" Periode die Rede –, genauso wie die Propheten der Mayas. [18] Und man könnte noch viele Beispiele nennen.

Zusammenfassung

Ich habe wiederholt gesagt, daß geographische, historische und kulturelle Übereinstimmungen im Gesamtbild



Die restaurierten Fundamente von Teotihuacan bei Mexico City – ein Beispiel für die Verwendung von Zement im alten Mittelamerika. (Mit freundlicher Genehmigung von V. Garth Norman.)

und im Detail zwischen mesoamerikanischen Kulturen und den Völkern des Buches Mormon keinen letzten Beweis darstellen. Trotzdem sollte die Vielzahl solcher Übereinstimmungen wahrheitsliebenden Menschen zu denken geben. In diesem Licht ist es eindeutig irreführend, wenn ein prominenter Gelehrter behauptet, es gäbe „keinen wichtigen archäologischen Beleg für die indianische Herkunft des Buches Mormon" [19], oder wenn sich ein anderer über den ernsthaften Vergleich des Buches Mormon mit objektiven historischen Tatsachen mokiert. [20]

Wer über den heutigen Wissensstand informiert ist, sollte überlebte und naive Äußerungen solcher Art lieber lassen. Und Archäologen sollten auch in Unkenntnis des Materials nicht ad libitum über die Historizität des Buches Mormon dozieren. Die erwiesene Übereinstimmung von Sachverhalten, wie sie im Buch Mormon geschildert werden, mit einer Unzahl von bekannten Fakten über Mesoamerika – von den Parallelen zur Alten Welt einmal ganz abgesehen – sollte ausreichen, um jeden Möchtegern-Kommentator zum Schweigen zu bringen, bis er den inzwischen sehr komplexen Wissensschatz gesichtet hat. Und wer sich tatsächlich mit der Materie befaßt und sich dazu äußert, sollte sich dabei an wissenschaftliche Methoden halten.

Ein sorgfältiger Vergleich des Buches Mormon mit Fakten aus externen Quellen führt meines Erachtens zu beeindruckenden Ergebnissen, obwohl der Großteil der Arbeit noch vor uns liegt. Trotzdem steht das Buch über allem und ist unabhängig von allem, was akademische Studien darüber zu sagen haben. Kein Kritiker und kein Apologet kann an der Geschichte selbst etwas ändern, sondern nur eine Wirklichkeit kommentieren, die größeren Einfluß hat als alles, was darüber ausgesagt werden kann.

Daß die Mesoamerikaexperten im ersten Drittel unseres Jahrhunderts nur mangelhaft informiert und Opfer grundlegender Irrtümer bezüglich der Kulturen dieses Raumes waren, kann nicht überraschen. Aus den Kenntnissen, die sie hatten, machten sie wohl das Beste, doch diese Kenntnisse waren begrenzt. Auch heute sind selbst die besten Gelehrten nicht gegen Irrtümer gefeit. Der beste Schutz dagegen ist wohl Aufgeschlossenheit.

Erst kürzlich hat eine Mesoamerikaexpertin an ihren Kollegen das „oft verbissene und starrsinnige Festhalten an unhaltbaren Theorien" kritisiert: „Neue Entdeckungen werfen alte Hypothesen über den Haufen. Trotzdem stellt man solche Hypothesen als erwiesen hin und verteidigt sie verbissen – ein Hindernis für die wissenschaftliche Erkenntnis über die Bewohner des prähispanischen Mesoamerika" – so Dr. Judith Ann Remington. [21] Die Archäologen, die heute an der Spitze des wissenschaftlichen Establishments stehen, klagt sie, betrachten neue Erklärungen – alles, was von ihrer Orthodoxie abweicht – als „Spekulation. . ., die der Beschäftigung mit den mystischen Eigenschaften von Pyramiden, mit Astronauten von anderen Welten oder mit der Suche nach den verlorenen Stämmen Israels gefährlich nahe kommen" [22]. Sie glaubt, daß eine neue Generation von Spezialisten in Szene tritt, die weniger Scheuklappen trägt und weniger fürchtet, daß unkonventionelle Vorstellungen „den gesamten Bereich der mesoamerikanischen Forschung durcheinanderbringen" könnten, wie ein prominenter Gelehrter es formuliert hat, sondern einfach daran interessiert sei, die Wahrheit zu finden. Wir als Heilige der Letzten Tage hoffen, daß diese neue Generation Zusammenhänge zwischen dem Buch Mormon und neueren archäologischen Funden ernstlich berücksichtigen wird. [23]

Wenn Gelehrte wegen ihrer beengten Sehweise gerügt werden, so ist das für uns noch lange kein Grund, selbstgerecht zu sein. Unsere Mitglieder neigen nämlich ganz entschieden dazu, sich statt mit Fakten mit „Populärwissen" zufriedenzugeben, besonders wenn es um Archäologie geht. Wir müssen, was die Nephiten und Jarediten betrifft, mit neuen Fakten und neuen Erklärungen rechnen, denn sie kommen bestimmt. Elder B. H. Roberts hat über die gebotene Aufgeschlossenheit gesagt:

„Ich möchte hier etwas über Neuentdeckungen im Zusammenhang mit dem Buch Mormon und überhaupt mit

allen Bereichen des Werkes des Herrn auf Erden sagen. Wir müssen unsere Forschungsarbeit nicht mit Zittern und Zagen verfolgen. Wir wollen ja nur die Wahrheit bestätigen, und nur die Wahrheit wird bestehen; und die Bestätigung und Verkündung von Wahrheit kann dem Werk des Herrn, das ja selbst Wahrheit ist, auf keinen Fall schaden, worum es auch immer geht. Auch dürfen wir nicht überrascht sein, wenn wir hin und wieder feststellen, daß unsere Vorgänger, deren Namen wir oft in Ehren halten und die für ihr Bemühen, die Wahrheit, wie sie sie sahen, an den Tag zu bringen, unsere Achtung und Dankbarkeit verdienen – wir dürfen nicht überrascht sein, wenn sich ihre Vorstellungen und Schlußfolgerungen manchmal als Irrtum erweisen. Die Generationen, die nach uns in größerem Maße manche heute noch unbekannte Evangeliumswahrheit aufrollen werden, werden ebenfalls feststellen, daß in unserer Zeit manches falsch gesehen und abgeleitet wurde. . ." [24] Das alles sei besonders den Mitgliedern der Kirche dargelegt, damit sie bereit seien, neue Erkenntnisse im Buch Mormon und über das Buch Mormon zu finden und aufzunehmen. □



Deckel eines Räuchergefäßes mit der Figur eines Reiters auf einem Hirsch, Gesamthöhe 26,5 cm. Das Geweih des Hirsch und der Mittelteil des Kopfschmucks des Mannes fehlen. Aus Poptun, Guatemala.

Literaturhinweise

[1] E. Wyllys Andrews V. et al., „Komchen: An Early Maya Community in Northwest Yucatan", 1981, Referat vor der Anthropologischen Gesellschaft von Mexiko in San Cristobal, Chiapas, Seite 15.

[2] E. Wyllys Andrews V., „Dzibilchaltun", *Supplement to the Handbook of Middle American Indians,* Band 1, *Archaeology* (Austin, University of Texas Press, 1981), Seite 322.

[3] Pedro Armillas, „Investigaciones Arqueologicas en el Estado de Zacatecas", *Boletin INAH,* 14. Dezember 1963, Seite 16f.

[4] „Current Research", *American Antiquity,* Nr. 45, 1980, Seite 623.

[5] Richard E. Blanton und Stephen A. Kowalewski, „Monte Alban and After in the Valley of Oaxaca", J. A. Sabloff, Seite 106.

[6] Antonio Bustillos Carrillo, *El Sacbe de los Mayas: Los Caminos Blancos de los Mayas, Base de su Vida Social y Religion,* 2. Auflage (Mexiko, B. Costa/Amic Editorial, 1974), Seite 23.

[7] *El Tajin: Offizieller Führer,* (Mexiko, INAH, 1976).

[8] David S. Hyman, *Precolumbian Cements: A Study of Calcareous Cements in Prehispanic Mesoamerican Building Construction* (Baltimore, John Hopkins University Department of Geography and Environmental Engineering, 1970), Seite II. Maurice Daumas, *Histoire Générale des Techniques,* Band I (Paris, Presses Universitaires de France), Seite 403.

[9] John L. Sorenson, *An Ancient American Setting for the Book of Mormon* (Provo, Foundation for Ancient Research and Mormon Studies, Umfangreiche Dokumentation im 7. Kapitel).

[10] Dennis Puleston, „The Role of Semidomesticated Animal Resources in Middle American Subsistence", Referat vor der 37. Jahresversammlung der Amerikanischen Archäologischen Gesellschaft, 1972.

[11] A. V. Kidder, „Miscellaneous Specimens from Mesoamerica", *Carnegie Institution of Washington, Notes on Middle American Archaeology and Ethnology,* Nr. 117 (März 1954), Seite 20, Abb. 4e. Weitere Dokumentation in meiner Arbeit „Wheeled Figurines in the Ancient World", *Foundation for Ancient Research and Mormon Studies, Preliminary Report* Provo, 1981, Seite 14.

[12] Eugene Hunn, „Did the Aztecs Lack Potential Animal Domesticates?", *American Ethnologist* Nr. 9, 1982, Seite 578f.

[13] Daniel B. Adams, „Last Ditch Archaeology", *Science 83* 4 (Dezember 1983), Seite 32.

[14] Leserbrief, *Archaeology,* Nr. 34 (Mai/Juni 1981), Seite 7.

[15] Linda Schele, „Sacred Site and World-View at Palenque", *Mesoamerican Sites and World-Views* (Washington, Dumbarton Oaks, 1981), Seite 112, 116f.

[16] Alberto Ruz L., *Costumbres Funerarias de los Antiguos Mayas* (Mexiko: UNAM, Seminario de Cultura Maya, 1968), Alberto Ruz L., *Palenque: Offizieller Führer* (Mexiko: INAH, 1960), Seite 46.

[17] Robert F. Smith, „Some ,Neologisms' from the Mormon Cañon", *Conference of the Language of the Mormons, 1973* (Provo: BYU Language Research Center, 1973), Seite 66.

[18] Sorenson, *An Ancient American Setting,* 6. Kapitel, Seite 28-33.

[19] Marvin Hill, *Review of The Mormon Experience, American Historical Review 84/85* (Dezember 1979), Seite 1488.

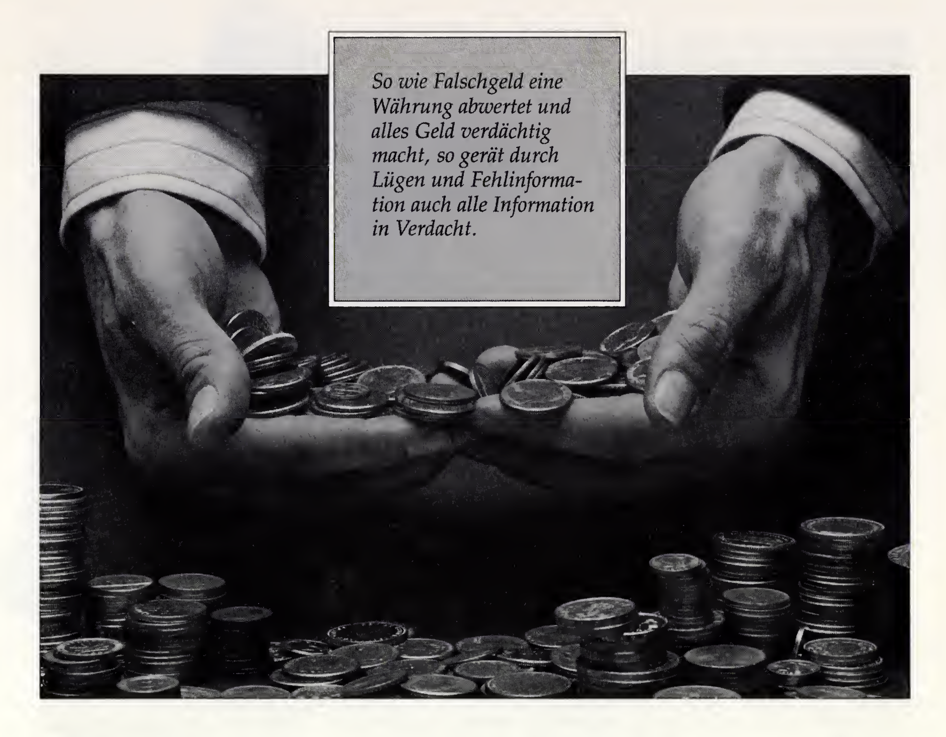
[20] „EP Interviews Sterling M. NcMurrin", *Seventh East Press,* Provo, 11. Januar 1983, Seite 5.

[21] Judith Ann Remington, „Mesoamerican Archaeoastronomy: Parallax, Perspective, and Focus", *Archaeoastronomy in the Americas,* Ballena Press Anthropological Papers, Nr. 22 (Los Altos, Ballena Press, 1981), Seite 200ff.

[22] Ebd. Seite 202.

[23] *An Ancient American Setting for the Book of Mormon* stellt einen diesbezüglichen Anfang dar. Siehe Literaturhinweis [13] .

[24] B. H. Roberts, *New Witnesses for God,* Band II, The Book of Mormon. Band III von 3 Bänden (Salt Lake City, Deseret News, 1951 [1909]), Seite 503f.



So wie Falschgeld eine Währung abwertet und alles Geld verdächtig macht, so gerät durch Lügen und Fehlinformation auch alle Information in Verdacht.

Vertrauenswürdig sein

Larry Hiller

Vor einiger Zeit habe ich für unsere Gemeinde ein größeres Geldprojekt geleitet. Als alles vorüber war, konnten alle, die so eifrig mit mir zusammengearbeitet hatten, um das Projekt erfolgreich zu machen, aufatmen und sich entspannen. Mir aber blieb noch ein Kopfzerbrechen: die Abrechnung. Einige Leute mußten noch für gelieferte Ware entschädigt werden, und ich hatte dafür zu sorgen, daß für jede Ausgabe ein Beleg vorhanden war. Um meines inneren Friedens willen mußte ich sicher sein, daß kein Zweifel daran aufkommen konnte, ob ich das Geld der Kirche ordnungsgemäß verwaltet hatte. Ich wußte, der Bischof vertraute mir, doch ich wollte trotzdem sichergehen, daß es keinen Zweifel geben konnte.

Ein weiteres Erlebnis in jüngster Zeit hat mich ebenfalls über den ehrlichen Umgang mit anderer Leute Sachen nachdenken lassen. Ein Freund kam zu mir, um vertraulich ein persönliches Problem zu besprechen. Er brauchte nicht so sehr Rat, sondern vielmehr jemanden, der ihm zuhörte, während er über die Sache redete. Es wäre ihm sehr peinlich gewesen, wenn ich das, was ich von ihm erfahren hatte, weiterverbreitet hätte, und er rechnete damit, daß ich sein Vertrauen nicht enttäuschen würde.

Die wenigsten von uns würden mit materiellem Besitz anderer bewußt leichtfertig umgehen. Man hört zwar täglich in den Nachrichten von Diebstahl, doch die meisten Menschen sind immer noch ehrlich, um den Besitz anderer angeht. Doch wie steht es mit weniger greifbaren Dingen, etwa mit Wissen? Schließt unsere Lauterkeit auch das ein? Im Lauf der Jahre habe ich gelernt, wie wertvoll es ist, wenn jemand

etwas für sich behalten kann, sowohl in der Kirche als auch sonst.

Wissen ist in mancher Hinsicht mit Geld vergleichbar. In der Politik und im Geschäftsleben werden verläßliche Informationen wie Ware gehandelt. Leute, die wertvolle Informationen haben, werden von anderen umworben, die diese Informationen für ihre eigenen Zwecke brauchen. Wohlgehütetes Wissen kann ebenso ein Machtmittel sein wie Reichtum, und so wie Geld kann auch Wissen guten und schlechten Zwecken dienen. Die Versuchungen und Fallstricke sind in beiden Fällen ähnlich, und es lassen sich interessante Vergleiche anstellen zwischen dem Mißbrauch von Geld und dem Mißbrauch von Wissen.

Der Mensch im Mittelpunkt

Mancher macht sich gern wichtig, indem er mit Geld um sich wirft; viele machen zu diesem Zweck sogar Schulden. In ähnlicher Weise fühlen sich die meisten von uns gern wichtig, wenn sie anderen etwas Neues erzählen können. Daß einer Geld – oder Informationen – hat, weiß man erst, wenn er sein Geld ausgibt oder sein Wissen ausplaudert. Die Versuchung kann in beiden Fällen groß sein. Viele von uns haben schon erlebt, daß jemand in einer Gruppe etwas über einen anderen Menschen oder über ein bevorstehendes Ereignis zu sagen weiß. Im Lauf des Gesprächs will dann jeder eine Neuigkeit beisteuern, nur um sein Selbstwertgefühl zu heben.

In solchen Situationen gibt mancher der Versuchung nach, Informationen „auszugeben", die er gar nicht hat (Spekulationen, Gerüchte, Klatsch), oder, schlimmer noch, etwas auszugeben, was ihm gar nicht gehört, sondern ihm anvertraut wurde. Andere deuten herablassend an, daß sie zwar in die Sache, wovon gerade die Rede ist, eingeweiht sind, aber nicht darüber reden dürfen. (Diesem Eingeständnis folgt dann oft die Einleitung: „Aber soviel kann ich Ihnen sagen. . .")

Der Fälscher

Ein Fälscher erfindet einfach das, was er rechtmäßig nicht erfahren kann. Wenn sein Phantasieprodukt als bare Münze genommen werden soll, muß es natürlich realistisch klingen und enthält daher oft viel Wahres. Das Endergebnis ist aber immer noch eine Lüge.

So wie Falschgeld eine Währung abwertet und alles Geld verdächtig macht, so gerät durch Lügen und Fehlinformation auch alle Information in Verdacht. Die Kommunikation wird erschwert, da dann auch viele echte Informationen mißtrauisch aufgenommen werden. Was den Fälscher und seine Rolle betrifft, sollte man bedenken, wer den Titel „Vater der Lüge" trägt (siehe Mose 4:4).

Der Dieb

Es gibt Leute, die die Angelegenheiten anderer mit ungehörigem Interesse verfolgen. Sie beobachten genau, stellen neugierige Fragen und gelangen, indem sie ihre Beobachtungen wie Teile eines Mosaiks zusammensetzen, zu Schlußfolgerungen, die wahr sein können oder auch nicht, was sie aber keineswegs stört, denn sobald sie etwas zu wissen glauben, was sie für interessant halten, geben sie aus, was ihnen nicht gehört.

Selbst wenn man anderen nicht nachspioniert, kann man in Versuchung geraten, indem man zufällig etwas erfährt, etwa, wenn man ein Gespräch mitanhört. Solches Wissen ist wie gefundenes Geld. Ein ehrlicher Finder gibt das Geld nicht aus, das in einer fremden Geldbörse steckt, sondern unternimmt alles in seiner Macht Stehende, um den Fundgegenstand dem Besitzer zurückzubringen. „Gefundene" Information kann man zwar nicht zurückgeben, aber man kann sie schützen.

Der Vertrauensmann

So könnte man jemanden bezeichnen, der sich um Freundschaft und Vertrauen bemüht, während er unbemerkt die Nase in anderer Leute Angelegenheiten steckt. Der Betreffende interessiert sich für jede Information und verrät hin und wieder von sich selbst etwas, um eine Atmosphäre der Vertraulichkeit zu schaffen. Dann aber macht er sich gleich auf, um die Neuigkeit rasch an den Mann zu bringen.

Der Verschwender

Es gibt auch Leute, die Geld nicht auf dem Konto oder in der Tasche lassen können. Wenn sie welches haben, muß es sogleich ausgegeben werden. Kinder, die eben erst den Wert des Geldes kennengelernt haben und die Freuden des Einkaufens entdecken, verhalten sich oft so. Bei Erwachsenen kann dies katastrophale Folgen haben; es führt zum Verlust der Kreditwürdigkeit und selbst zum Bankrott.

Auch was Informationen betrifft, haben die meisten von uns schon Verschwender kennengelernt. Es sind Menschen, die mit peinlicher Offenheit über ihr eigenes Leben reden. Sie geben mit freizügiger Vertrautheit alles über sich selbst preis, und das kann denjenigen, der im Augenblick ihr Vertrauen genießt, dazu verleiten, dasselbe zu tun. Der Haken dabei ist, daß so jemand mit Informationen über andere genauso leichtfertig umgeht wie mit Informationen über sich selbst. So jemandem etwas mitzuteilen ist nicht besser, als wollte man einem krankhaften Spieler Geld anvertrauen.

Der Spekulant

Der Spekulant in der Finanzwelt investiert mit der Hoffnung, daß er sein Geld mit Gewinn zurückbekommt. Er prüft Trends und Situationen und bemüht sich, die Marktentwicklung vorherzusagen.

Informationsspekulanten tun im Grunde nichts anderes. Sie beobachten Leute und Organisationen aufmerksam. Unsere wachsende, dynamische Kirche, in der wir relativ häufige Veränderungen der Organisation und der Programme gewohnt sind, ist ein ergiebiges Feld für solche Leute. Sie spekulieren gern über Berufungen auf allen Ebenen. Es fällt ihnen auf, daß die FHV-Leiterin wahrscheinlich bald entlassen wird, weil sie schwanger ist, während Schwester Meier erst kürzlich aus dem Pfahl-FHV-Ausschuß entlassen wurde und derzeit nur eine „unbedeutende" Berufung hat. Sie hat in der JD-Organisation und in der PV-Leitung gedient, die Schwestern in der Gemeinde mögen sie alle gern, sie hat keine kleinen Kinder mehr, ihr Mann unterstützt sie usw. Keine Frage, daß sie die beste Kandidatin ist, und die Spekulanten sagen ihr nicht nur ihre Berufung voraus, sondern haben auch schon die Ratgeberinnen ausgesucht, zwei Frauen, mit denen Schwester Meier sich besonders gut versteht.



Wenn etwas wahr ist, so ist noch nicht gesagt, daß man darüber klatschen darf – man stiehlt ja auch nicht gleich, nur weil man eine Sache braucht.

Wenn Schwester Meier nun tatsächlich als FHV-Leiterin berufen wird, nicken die Spekulanten einander wissend zu. Wenn sie auch eine der Ratgeberinnen richtig erraten haben, nicken sie wieder, und wenn sie sich bei der zweiten geirrt haben, nun, so muß eben ein Grund gefunden werden – entweder ist die Freundschaft abgekühlt, es gibt Schwierigkeiten in der Familie oder eine Meinungsverschiedenheit mit dem Bischof usw.

Für Inspiration bleibt bei solchen Spekulationen wenig Raum. Sie gründen sich allein auf Ereignisse, persönliche Beziehungen und persönlichen Einfluß. Wem ist es zu verdanken, daß der offensichtlich beste Kandidat berufen wird? Nicht dem Herrn und nicht dem würdigen Priestertumsführer, der sich um die Bestätigung des Geistes bemüht und sie auch empfangen hat. Es ist bloß eine Frage der Politik und der Vernunft.

Manchmal kommt das Opfer der Spekulation zu Schaden. Ich kenne zumindest einen Fall, wo nicht nur offen darüber spekuliert wurde, daß ein bestimmter Mann als Bischof berufen werden würde, sondern die Spekulanten sagten ihm auch, daß er ihr „Kandidat" sei. Der Betreffende hatte nicht das Gefühl, er würde berufen werden, und das ganze Gerede war ihm unangenehm, genauso wie die Fragen und „Trostworte" nachdem ein anderer Bischof geworden war.

Spekulation kann den Glauben und das Zeugnis schwächen. Was lernen Kinder, wenn sie dergleichen von ihren Eltern hören? Was müssen inaktive Mitglieder oder Außenstehende denken, wenn sie hören, wie aktive Mitglieder – ihre Vorbilder – sich mit solchen Spekulationen abgeben?

Der Schwindler

Gelegentlich macht sich ein Firmenangestellter mit Geld davon, das ihm anvertraut wurde. Es gab Fälle, wo dies zum Bankrott der Firma geführt hat. Etwas Ähnliches kann geschehen, wenn jemand, der über vertrauliche Informationen verfügt, dieses Vertrauen mißbraucht.

Was man über das Privatleben eines andern weiß, darf man nicht nach eigenem Ermessen weiterverbreiten, ganz gleich, wie man zu diesem Wissen gekommen ist. Wenn jemand sich einem anvertraut hat, so ist dies wie Geld, das einem Treuhänder übergeben wurde. Nur weil man es hat, darf man es nicht ausgeben.

In den meisten Ländern gibt es Gesetze, die den Bürger vor Datenmißbrauch durch Juristen, Ärzte, Geistliche usw. schützen. Im allgemeinen ist man aber auf die Lauterkeit seiner Freunde und Bekannten angewiesen und hofft, daß sie nicht ausplaudern, was über unsere Privatsphäre nicht allgemein verbreitet werden soll.

Am wichtigsten ist Vertrauen in der Familie, besonders zwischen Ehepartnern. Sie sollten einander in größtem Maße vertrauen können, und doch gibt es auch hier Leute, die dieses Vertrauen enttäuschen. Ich erinnere mich noch an zwei Männer, mit denen ich vor fast achtzehn Jahren zusammenarbeitete. Als sie erfuhren, daß ich mich verlobt hatte, erzählten sie mir einige äußerst persönliche Dinge über ihre Frauen. Ich wollte es nicht hören und trennte mich von den beiden so rasch wie möglich. Schade, daß ich damals nicht die Reife hatte, den beiden freundlich zu sagen, daß ich dergleichen nicht hören wolle und daß ihre Frauen über diesen Vertrauensbruch bestimmt entsetzt gewesen wären. Doch selbst damals hatte ich schon die Reife, zu erkennen, wie falsch diese Männer handelten, und mir zu schwören, daß ich meine Frau niemals so verraten würde.

In der Kirche müssen wir uns alle davor hüten, Informationen zu veruntreuen. Wer bevorzugt über geplante Veränderungen oder Berufungen informiert ist oder Vertrauliches über das Leben anderer weiß, muß sich ganz besonders vor der Versuchung hüten, dergleichen in unrechtmäßiger Weise weiterzuerzählen. Diese Warnung gilt nicht nur für Bischöfe und andere Priestertumsführer, sondern auch für Führungsbeamte der Hilfsorganisationen, Heimlehrer, Besuchslehrerinnen und überhaupt für jeden.

Vertrauenswürdigkeit ist eine wünschenswerte Eigenschaft, die sowohl durch Beispiel als auch durch Belehrung von einer Generation zur nächsten weitergegeben werden kann. Richard P. Lindsay, der derzeitige Leiter der Öffentlichkeitsabteilung der Kirche, ist einer der vertrauenswürdigsten Menschen, die ich kenne. Man kann sich absolut darauf verlassen, daß er eine vertrauliche Mitteilung für sich behält. Er hat von einem Erlebnis berichtet, das er als junger Mann hatte und woraus er eine wertvolle Lehre gezogen hat.

Die jungverheirateten Lindsays woll-

ten gerade nach Kalifornien reisen, als sie die Verlautbarung hörten, daß ihre Gemeinde zum ersten Mal in ihrer 75jährigen Geschichte geteilt werden sollte. Bruder Lindsays verstorbener Vater war dort jahrelang Bischof gewesen, und der junge Ehemann hatte daher an dem bevorstehenden Ereignis ein besonderes Interesse. Leider würde aber das junge Paar gerade auswärts sein und die Einzelheiten erst nach einiger Zeit erfahren.

Bruder Lindsays Schwiegervater diente damals gerade im Hohenrat, und so sprach ihn der junge Mann kurz vor der Abreise an und fragte ihn, ob er ihm nicht den Namen des neuen Bischofs unmittelbar vor der Abfahrt zuflüstern könne. Die beiden würden schließlich gar nicht in der Lage sein, es weiterzusagen.

Der Hohe Rat nahm seinen Schwiegersohn beiseite und fragte ihn in vertraulichem Flüsterton: „Kannst du ein Geheimnis für dich behalten?"

„Klar", versicherte ihm der junge Mann.

„Ich auch." Ende des Gesprächs. Doch nicht das Ende der Lehre, die er daraus zog.

Elder Boyd K. Packer sprach 1980 in einer Rede vor Angestellten der Kirche bewundernd von Elder Joseph Anderson, der fast fünfzig Jahre lang Sekretär der Ersten Präsidentschaft war. „Er saß täglich mit den Führern der Kirche beisammen, hörte ihren Beratungen zu und führte über alles Protokoll. Fünfzig Jahre ohne einen einzigen Vertrauensbruch. Präsident David O. McKay hat einmal über Joseph Anderson gesagt: ‚Ich kenne keinen Menschen, der in mehr Sprachen schweigen kann.'"

Der Markt

So wie es Märkte gibt, auf denen Geld umgesetzt wird, gibt es auch Marktplätze für Informationen. Und mit mißbrauchten Informationen wird meistens auf einem Markt gehandelt, der – ich wage es kaum auszusprechen – Klatsch heißt. So, jetzt ist es draußen.

Wenn man über Vertraulichkeit redet, muß man auch den Klatsch erwähnen. Leider geht es mit dem Begriff Klatsch so ähnlich wie mit dem Wort Umkehr: Diejenigen, die es am ehesten hören müßten, verschanzen sich sofort hinter einem Wall von Rechtfertigungen und Ausreden.

Eins der Hauptprobleme mit Klatsch: man kann sich so leicht dafür rechtfertigen. Wenn andere es tun, so ist es Klatsch. Wenn ich es selbst tue, so ist es lediglich ein gutgemeintes Gespräch über einen Dritten. Einbruch ist Einbruch, Ehebruch ist Ehebruch – die Bezeichnung klebt an der Tat. Doch Klatsch reist meistens inkognito.

Allzu viele Leute meinen, nur Gerüchte seien Klatsch. Doch etwas kann auch absolut wahr sein und trotzdem niemanden etwas angehen. Tatsachen sind keine Rechtfertigung für Klatsch, genausowenig wie Diebstahl nicht durch Bedarf zu entschuldigen ist. Und die Ausrede, man könne über eine Sache ruhig klatschen, weil ohnehin schon jeder davon weiß, ist so, als entschuldigte man eine Sünde, „weil es ja alle tun."

Manchmal schlüpft der Klatsch in die Maske des nachbarlichen Interesses. Man unterhält sich über negative und sehr persönliche Einzelheiten und schüttelt den Kopf über die Schwierigkeiten und Dummheiten eines Dritten, ständig mit der Entschuldigung, daß man ja nur von der traurigen Wahrheit spricht. Das erinnert mich an eine Buchbesprechung, in der eine der Hauptpersonen, eine eingefleischte Klatschbase, als „strahlend vor Bedauern" geschildert wird, sobald sie von den Problemen anderer Leute erfährt.

Und noch einen Haken hat das Klatschen, selbst wenn das Gesagte wahr ist: Gewöhnlich werden nur Äußerungen und Handlungen berichtet. Motive, Hintergründe oder spätere Umkehr bleiben meist unerwähnt. Und wenn schon einmal von einem Motiv die Rede ist, so handelt es sich meistens um Vermutungen. Man neigt dazu, anderen Motive zu unterstellen, die die Gefühle, welche man selbst den Betreffenden entgegenbringt, rechtfertigen. Wenn die Klatschbase den Betreffenden mag, so sind die Motive, die man ihm zuschreibt, in Ordnung. Hat man aber keine Sympathie für ihn, so unterstellt man ihm niedrige Beweggründe.

Natürlich sollen wir uns füreinander interessieren, und Informationsaustausch hat auch durchaus seine Berechtigung, doch sollte man dabei vorsichtig sein, die eigenen Beweggründe prüfen und sich überlegen, was man sagt. Sobald etwas an die Öffentlichkeit gedrungen ist, kann man es nicht mehr rückgängig machen, und wenn man Informationen mißbraucht, so kann dem einzelnen oder einer ganzen Institution daraus großer Schaden entstehen. Viel Streit und Unzufriedenheit ließen sich vermeiden, wenn wir lernten, etwas für uns zu behalten. „Ist kein Holz mehr da, erlischt das Feuer; wo kein Verleumder ist, legt sich der Streit." (Sprichwörter 26:20.)

Die Art und Weise, wie wir mit Informationen umgehen, sagt genausoviel über unsere Reife und Integrität aus wie unsere Art, mit Geld umzugehen.

Die Art und Weise, wie wir mit Informationen umgehen, sagt genausoviel über unsere Reife und Integrität aus wie unsere Art, mit Geld umzugehen. Unser Wert im Dienst des Herrn hängt oftmals davon ab, wie verläßlich wir sind – nicht nur bezüglich der Arbeitsbereitschaft, sondern auch bezüglich der Verschwiegenheit. Jemand, dem man ohne Bedenken Informationen anvertrauen kann, genießt dieselbe Achtung wie einer, dem man materielle Güter anvertrauen kann.

Wir können unser gegenseitiges Vertrauen fördern, indem wir bei unserer Verständigung Klugheit walten lassen. Wenn wir uns unsere Äußerungen überlegen, bieten wir dem Widersacher weniger Möglichkeiten, uns zu entzweien, und unseren Feinden weniger Angriffspunkte.

Die Gabe des Sprechens, die Fähigkeit sich zu verständigen ist ein Teil unseres göttlichen Erbes, und jeder Mißbrauch fällt auf uns selbst zurück. „Über jedes unnütze Wort, das die Menschen reden, werden sie am Tag des Gerichts Rechenschaft ablegen müssen; denn aufgrund deiner Worte wirst du freigesprochen, und aufgrund deiner Worte wirst du verurteilt werden." (Matthäus 12:36.) □

Larry Hiller, ein ehemaliger Bischof, ist Chefredakteur der Internationalen Zeitschriften der Kirche und dient derzeit im Hohenrat des Pfahles Taylorsville Utah Central.

Elder F. Enzio Busche:

Bis an die Enden der Erde

Jan U. Pinborough

Die frühe Kindheit Elder F. Enzio Busches vom Ersten Kollegium der Siebzig kann man durchaus idyllisch nennen. In Dortmund geboren, wuchs er zusammen mit seinen vier Schwestern unter der liebevollen Obhut seiner Eltern in der vom Vater entworfenen und gebauten Familienvilla auf. Der Vater, ein Mann mit viel Familiensinn, hatte dort eine fast utopische kleine Welt geschaffen. Es fehlten weder Haustiere noch genügend Land, um den Kindern viele glückliche Stunden im Freien zu ermöglichen. Die ersten Bücher waren Andersens und Grimms Märchen, die Enzio den Stoff für seine Spiele lieferten.

Im Jahr 1939 – Enzio war gerade neun – fiel auf Dortmund die erste britische Bombe. Der verheerende Krieg, der dann folgte, zerschlug seine friedliche Welt und die Träume seiner Jugend. Die Familie floh eine Zeitlang nach Osten, dann nach Süddeutschland, wo sie in zwei Zimmern untergebracht war.

Als Enzio zehn war, mußte er zur Hitlerjugend. In den letzten Kriegsmonaten wurden alle Jungen der Hitlerjugend über vierzehn zur Wehrmacht eingezogen, und der Vierzehnjährige war plötzlich Soldat. Nach wenigen Wochen der Panik und Verheerung in einer verzweifelten Armee wurde er gefangengenommen und in ein amerikanisches Lager gebracht. Er rechnete fest damit, erschossen zu werden, doch zu seinem Erstaunen tat man ihm nichts zuleide, sondern schickte ihn schließlich nach Hause.

Im Juni 1945 kam Enzio nach Dortmund zurück. In den Ruinen seines Zuhauses, das von amerikanischen Bomben vernichtet worden war, fand er einen primitiven Unterschlupf. Glücklicherweise hatten die Busches Schafe, die Milch gaben, und etwas Land, wo sie gemeinsam mit anderen Familien Kartoffeln anbauten. Ironischerweise verdankten die Bewohner dieses Dortmunder Vorortes ihr Überleben auch dem amerikanischen Angriff auf einen Versorgungszug. Als aus den zerschossenen Eisenbahnwaggons Melasse zu triefen begann, füllten sie jedes zur Verfügung stehende Gefäß mit der klebrigen, lebensrettenden Substanz und zehrten davon zwei Jahre lang.

1946 wurden in Dortmund die Schulen wieder geöffnet. Die verbleibenden Schuljahre waren für Enzio eine Zeit vieler Fragen und tiefster Verwirrung. Vor dem Krieg hatten seine Lehrer Hitlers Programm als Deutschlands Heil verkündet, jetzt aber wollten sie nie damit zu tun gehabt haben. Was konnte das bedeuten? Konnten Erwachsene nicht Recht und Unrecht unterscheiden? Seine Enttäuschung nahm zu, er wurde zynisch und bitter und von der Schwermut des Suchenden erfüllt.

Nach dem Abschluß des Universitätsstudiums in Bonn und Freiburg begann er, in der kleinen Druckerei seines Vaters zu arbeiten. Der Betrieb erholte sich immer noch vom Krieg. Enzio lernte die technischen Aspekte des Druckereigewerbes kennen und machte die Meisterprüfung.

Immer noch fragte er sich nach dem Sinn des Lebens. Das Christentum fand er, historisch gesehen, nicht sehr anziehend, doch auch die Beschäftigung mit der Philosophie und den Religionen des Ostens brachte keine Antwort. Wie sollte er jemals heiraten, überlegte er, und Kinder in eine so grausame und unberechenbare Welt setzen? Er suchte weiter nach einem Wert oder Sinn, der es verdiente, daß man dafür eintrat.

Schon lange liebte er die schöne Jutta Baum, der er mit sieben Jahren zum ersten Mal begegnet war. Er hatte gerade eine gewaltige Kathedrale aus Bauklötzen errichtet, als Jutta, die zweijährige Tochter von Freunden der Familie, ins Zimmer gewackelt war und mit einem einzigen Fußtritt alles zum Einsturz gebracht hatte. Enzio hatte ihr sogleich versichert, daß es ihm nichts ausmache.

Die beiden, er fünfundzwanzig, sie zwanzig, heirateten 1955. Doch auch die Heirat war keine Lösung für sein grundlegendes Dilemma, im Gegenteil: seine Enttäuschung wurde nur größer, denn die Ehe erwies sich nicht als das, was er sich erhofft hatte. In den ersten Jahren fanden die beiden kein gemeinsames Ziel. Sie trieben dahin, häufig durch Konflikte und Meinungsverschiedenheiten voneinander isoliert.

Es ist bemerkenswert, daß dieser einmal so bittere, unglückliche und suchende junge Mann heute ein Diener des Herrn ist, gänzlich und in aller Demut einer Sache geweiht: den Eingebungen des Geistes zu folgen.

An der Wand seines Büros im Verwaltungsgebäude der Kirche hängen verschiedene Hinweise auf seine Vergangenheit, unter anderem ein Foto von einem sanft lächelnden Mann – sein Vater, der 1964 verstarb, dessen ehrliches und rechtschaffenes Beispiel ihn jedoch heute noch inspiriert. Ein anderes Foto zeigt das wiederaufgebaute Haus der Familie in Dortmund, wo Elder Busches Mutter noch wohnt. Die Geschichte seiner Bekehrung zum Evangelium Jesu Christi erzählt er jedoch am besten selbst:

Leise und mit einer Mischung von Ehrfurcht und Überzeugung spricht er von dem Erlebnis, das seine Wandlung einleitete: „Ich war dem Tod nahe", erzählt er. Ein Leberleiden hatte seinen Zustand so sehr verschlimmert, daß

die Ärzte alle lebensstützenden Systeme bereits abgeschaltet hatten. Seine Familie konnte es kaum ertragen, ihn so leiden zu sehen.

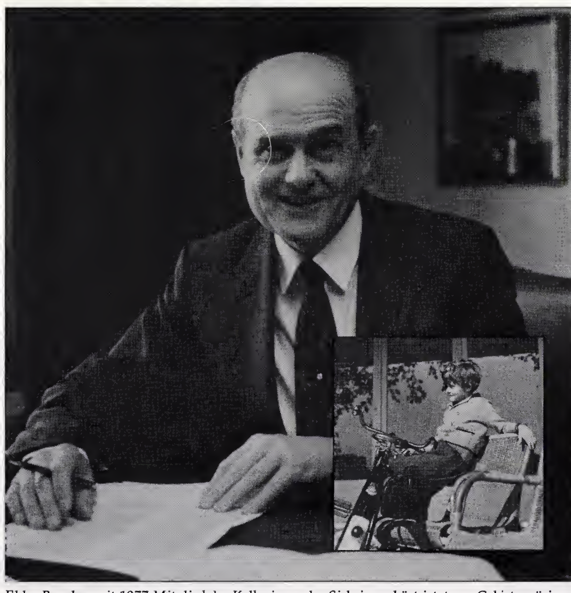
Am Tag, da man mit seinem Ableben rechnete, lag er allein, unter großen Schmerzen, der andern Welt nah, als er unerwartet Erlebnisse hatte, die er „geistige Manifestationen" nennt. Er sah sich selbst wie von außen: einen Menschen in seinen Sünden, zynisch, geistig blind, undankbar und an keinen festen Wert gebunden. Er fühlte sich unrein und nicht bereit, in die andere Welt zu gehen. „Mir wurde schmerzlich bewußt, daß ich in jene Welt nicht kommen konnte, ohne daß jemand für mich eintrat, mir half, mich rein machte. Ich spürte, daß ich einen Erlöser brauchte."

Mit diesem Gefühl rang er mehrere Tage. Er hatte den Wunsch, neu zu beginnen, rein zu sein und ein anderes Leben zu führen. Und dann kam das heilige Erlebnis, das er nicht hinlänglich in Worte fassen kann. Eine Stimme von unverkennbarer Autorität sprach zu ihm: „Wenn du jetzt beten kannst, wirst du gesund." Enzio Busche erschrak und wurde sich bewußt, daß diese Stimme aus einer wirklichen Welt kam und daß ihre Macht und Autorität alles in den Schatten stellte, was er auf Erden erlebt hatte. Er spürte, daß mehr von ihm erwartet wurde als ein Vaterunser, doch das war die einzige Art zu beten, die er kannte. Mit nüchterner Aufrichtigkeit brachte er drei Worte hervor: *Dein Wille geschehe.* In einem einzigen Augenblick wurden seine dunklen, angstvollen Gefühle von plötzlicher Freude und innerem Frieden verdrängt. „Ich weiß, daß ich dasselbe erlebte wie Alma der Jüngere, als ihm seine Sünden vergeben wurden", sagt Elder Busche. Er empfing auch die Zusicherung, daß er vollständig gesund werden würde.

In seinem Bett in der Klinik faßte Enzio Busche drei Entschlüsse, die seither all sein Handeln bestimmt haben. Erstens beschloß er, ein ganz neues Leben zu beginnen und sich ständig der Macht jener anderen wirklichen Welt bewußt zu sein. Zweitens würde er sein Erlebnis niemals leugnen und immer von der Macht Zeugnis geben, die er verspürt hatte. Drittens verpflichtete er sich, wenn nötig bis an die Enden der Erde zu gehen, um die Quelle dieser Macht zu finden und ein Jünger zu werden.



Enzio Busche im Alter von fünfzehn Jahren nach seiner Entlassung aus einem Kriegsgefangenenlager am Ende des Zweiten Weltkriegs.



Elder Busche, seit 1977 Mitglied des Kollegiums der Siebzig, gehört jetzt zur Gebietspräsidentschaft für den Nordwesten von Nordamerika. Kleines Bild im Bild: Enzio Busche im Alter von acht Jahren auf der Veranda seines Elternhauses in Dortmund.

„Ich kam zum Bewußtsein einer Wirklichkeit jenseits meines alltäglichen Lebens. Nie hatte ich etwas so schmerzlich und wirklich empfunden. Mir wurde damals klar und mir ist auch heute noch klar, daß den Philosophien dieser Welt und den Religionen, die ich bis dahin kennengelernt hatte, eines fehlte: Keine lehrt den Menschen, daß er rein sein muß, bevor er in seine Ruhe eingehen kann. Mir wurde schmerzlich bewußt, daß wir, um wirklich rein zu werden, der Macht des Allmächtigen gegenübertreten müssen, die uns lehrt, daß wir für jedes Wort, das wir äußern, für jeden Aufschub, jeden Leichtsinn, jedes Vorurteil und für unsere Trägheit verantwortlich sind. Wir lernen, daß wir uns unser Leben lang ändern und umkehren müssen und daß unsere einzige große Hoffnung, rein zu werden, unser Erlöser, Fürsprecher und Erretter ist."

Elder Busches Suche nach der Quelle dieser Macht begann in der katholischen Klinik, wo er fünf Monate als Rekonvaleszent verbrachte. Er dachte über das Kruzifix an der Wand seines Zimmers nach. Seinem Entschluß gemäß, den Urheber seines Erlebnisses zu finden, las er die Bibel von der ersten bis zur letzten Seite durch und hörte



Elder Busches Elternhaus in Dortmund, das nach der Bombadierung während des Zweiten Weltkriegs wieder aufgebaut wurde

nur auf, um zu schlafen und zu essen. Dadurch wurde ihm die Wahrheit der Bibel in machtvoller Weise bewußt, und er erlangte ein Zeugnis vom Herrn Jesus Christus.

Er beobachtete auch die Oberschwester seiner Abteilung, eine Nonne. „Sie dürfte der rechtschaffenste Mensch gewesen sein, den ich je gekannt hatte", erinnert er sich. „Sie tat die schmutzigste und schwierigste Arbeit mit fröhlichem Blick– sechzehn Stunden am Tag, sieben Tage in der Woche. Sie war so liebevoll und fröhlich, daß es unmöglich war, in ihrer Gegenwart nicht gesund zu werden."

Eines Tages fragte er sie, ob die katholische Kirche die Kirche Jesu Christi sei. „Sie schien lange mit sich zu ringen", erzählt er. „Schließlich antwortete sie ruhig und würdevoll: ‚Nein. Sie suchen die Kirche des lebenden Christus, nicht eine Kirche der toten Tradition.'"

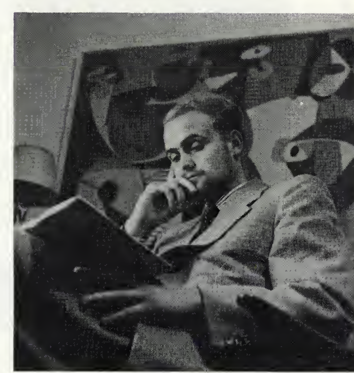
Nach der Entlassung aus dem Krankenhaus wandte sich Enzio Busche gleich an den evangelischen Geistlichen seiner Gemeinde, schilderte seine Bekehrung und äußerte den Wunsch, Christus nachzufolgen. Nachdem er aber eine Zeitlang jede nur mögliche Versammlung besucht hatte und auch von der Würde und vom Zeremoniell der Gottesdienste angetan war, beunruhigten ihn Lehren und Gepflogenheiten, die er nicht verstehen konnte. Warum, beispielsweise, mußten kleine Kinder getauft werden? Und warum hatten Geistliche die Kriegswaffen gesegnet? Die Geistlichen und Prediger der Kirche konnten ihm keine fundierte Lehre bieten, sondern nur einander widersprechende Meinungen.

Eines Abends kniete sich Elder Busche mit seiner Frau verzweifelt hin, um dem Herrn ihre Lage zu schildern. Er konnte inzwischen seine Gebete selbst formulieren. „Ich sagte dem Herrn, daß ich seine Kirche finden wollte", erinnert sich Elder Busche. „Ich wußte, daß die früheren Anhänger Christi verfolgt worden waren, und so sagte ich dem Herrn, es mache mir nichts aus, wenn es eine unbekannte Kirche sei oder selbst wenn sie verspottet würde." Nach diesem Gebet kehrte der überwältigende Friede wieder, den er im Krankenbett verspürt hatte.

Einige Wochen später standen zwei HLT-Missionare an der Tür. Zuerst nahm Elder Busche ihre „eigenartige" Botschaft skeptisch auf, ihre Ernsthaftigkeit und Rechtschaffenheit beeindruckten ihn jedoch von Anfang an. Er beschäftigte sich zwei Jahre lang mit der Kirche und hatte in dieser Zeit Träume und geistige Erlebnisse von derselben Art wie im Krankenhaus. Schließlich mußte er sich eingestehen, daß in der Botschaft der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage tatsächlich der Geist zu finden war, doch fürchtete er sich immer noch davor, sein Gesellschaftsleben und die Traditionen seiner Familie hinter sich zu lassen.

Als er endlich zur Taufe bereit war, bat er seine Frau, das Evangelium zu erforschen. Jutta Busche hatte den Geist in der Botschaft der Missionare schon lang verspürt, obwohl sie sich nicht an den manchmal langen Diskussionen beteiligt hatte. Schon nach drei Abenden Evangeliumsbelehrung hatte sie zum Erstaunen ihres Mannes ein Zeugnis. Beide wurden am 19. Januar 1958 in einem öffentlichen Schwimmbad in Dortmund getauft.

Die erste kleine Gemeinde, in die sie gingen, versammelte sich in einer alten Schule im schlechtesten Viertel von Dortmund und bestand vorwiegend aus älteren Leuten, deren Kinder nach Amerika ausgewandert waren. „Der Herr selbst kannte Armut und Einfachheit", sagt Elder Busche, „und so fühlte ich mich dort in guter Gesellschaft." Seine erste Berufung war das Amt des Zweigsekretärs. Später diente er als Kollegiumspräsident und GFV- und Sonntagsschullehrer.



Enzio Busche 1954 zu Beginn seiner erfolgreichen Geschäftskarriere in der Druckerei Busche.



Das Verlobungsfoto von Enzio Busche und Jutta Baum aus dem Jahre 1954.

Inzwischen war Enzio Busche in Dortmund und ganz Deutschland ein geachteter und einflußreicher Mann geworden. 1955, als die Firma noch relativ klein gewesen war, war er Miteigentümer der Busche-Druckereigesellschaft geworden. Als er 1963 Geschäftsleiter wurde, war die Firma bereits im Begriff, sich zu einer der größten Offsetdruckereien der Bundesrepublik zu entwickeln, und hatte eine Reihe von Tochter- und Partnerfirmen.

Schon zu Beginn seiner geschäftlichen Karriere war Bruder Busche zu der Ansicht gelangt, daß ein Betrieb einer Branche mit so großer Konkurrenz auf die Kreativität und den Einsatz jedes einzelnen Mitarbeiters angewiesen ist. Seine Führungserfahrung in der Kirche hatte ihm eine Alternative zum herkömmlichen autoritären Management vor Augen geführt. Nach langem Beten entschloß er sich zu einer Form der betrieblichen Mitbestimmung, die eine radikale Abkehr vom konventionellen Stil bedeutete. Er legte fest, daß wichtige Entscheidungen nur im Einvernehmen mit der gesamten Belegschaft getroffen würden. Die daraus resultierende Reife seiner Angestellten half dem Betrieb durch schwierige Zeiten und über Veränderungen hinweg, so daß die Firma eine der dynamischsten und erfolgreichsten der Branche wurde.

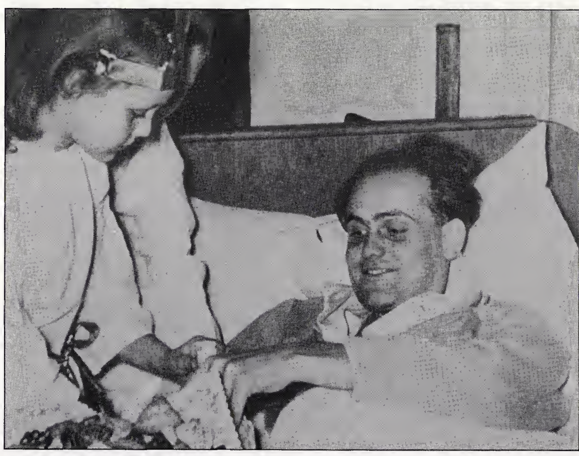
Ob Enzio Busche nun Kollegiums- oder Zweigpräsident war oder in irgendeiner anderen Berufung diente, immer war er dankbar für die Möglichkeit, dem Herrn zu dienen. „Wenn wir bekehrt sind, tun wir die Arbeit des Herrn freudig und empfinden sie nicht als Last", erläutert er. „Wenn wir freudlos heimlehren gehen und nicht dankbar sind, daß er uns beim Aufbau seines Reiches mitarbeiten läßt, so haben wir Grund zur Umkehr. Es ist etwas Schönes, wenn man dienen darf."

Missionspräsident Stephen C. Richards von der Zentraldeutschen Mission, dessen Ratgeber Bruder Busche war, erinnert sich, wie sein Ratgeber sich um den Kauf eines Grundstückes für den Bau des Dortmunder Gemeindehauses bemühte. Die Öffentlichkeit war damals gegen den Kauf. Enzio Busche half auch unzähligen Mitgliedern der Kirche, selbst ein Zeugnis zu erlangen. Das Haus der Busches, in dem oft Missionsversammlungen stattfanden, stand den Missionaren immer offen, und die Busches ermöglichten mehreren jungen Männern eine Mission. „Da haben Sie einen Mann, den der Herr liebt", meint Präsident Richards. „Er tut, was immer der Herr von ihm erwartet, da gibt es keine Frage."

Daß Enzio Busche seinen ursprünglichen Entschluß, bis an die Enden der Erde zu gehen, um die Wahrheit zu finden, wirklich ausführen würde, bewies er 1977, als Präsident Kimball Polen und Ostdeutschland bereiste. Er war damals Regionalrepräsentant des Kollegiums der Zwölf und dolmetschte bei einer Versammlung in Berlin für Präsident Kimball. Nach der Versammlung gab es ein Beisammensein und ein Buffet mit Führern der Kirche im FHV-Raum. D. Arthur Haycock, der persönliche Sekretär des Präsidenten, bat Elder Busche, sich auf den freien Platz neben Präsident Kimball zu setzen. Da Elder Busche sich nicht aufdrängen wollte, nahm er davon keine Notiz. Als er eine zweite Aufforderung ablehnte, bat Bruder Haycock ihn unumwunden, sich nun doch zu Präsident Kimball zu setzen. Nach der Begrüßung bat Präsident Kimball Elder Busche in ein Nebenzimmer, wo er ihn als Mitglied des Ersten Kollegiums der Siebzig berief.

Elder Busches erster Auftrag als Generalautorität war es, als Missionspräsident in München zu dienen. 1980 wurde er mit seiner Familie nach Utah berufen (mit Ausnahme seines ältesten Sohnes Markus, der verlobt war und in Deutschland blieb).

Rückblickend erkennt Elder Busche, daß von ihm alles gefordert wurde, wovon er dem Herrn seinerzeit im Krankenhausbett versprochen hatte, daß er dazu bereit wäre. Er wurde aufgefordert, seine Familie, seine Sprache, seine Kultur und sein Geschäft zurückzulassen – alles, was er aufgebaut hatte und was ihm vertraut war. Er lächelt: „Ich mußte sogar bis an die Enden der Erde gehen, wenn man Alaska als Ende



Kinder aus seinem Pfarrbezirk besuchen Elder Busche zu Weihnachten 1955, als er sich im Krankenhaus von einer schweren Krankheit erholte.

der Welt gelten lassen kann." Eines seiner derzeitigen Ämter ist nämlich das eines Ratgebers in der Gebietspräsidentschaft für Nordamerika Nordwest, ein Gebiet, das auch den Nordpol einschließt.

Elder Busche schildert, wie er seine Furcht vor den schwierigen Aufgaben überwand, die er im Lauf der Jahre in der Kirche angenommen hat. „Die größte Macht des Widersachers ist die Angst, die er uns einflößt. Er redet uns ein, was der Herr verlangt, sei zu unbequem oder überhaupt unmöglich. Doch wenn wir gehorchen, erfüllt uns der Herr mit Liebe und unbeschreiblicher Freude. Solange wir uns dem Herrn nicht unterordnen, ernten wir nur Enttäuschung und Schmerz, doch wenn wir uns seinem Willen unterwerfen, haben wir immer Frieden und Würde, wie schwierig unsere Lebensumstände auch sind. Für mich ist das der größte Sieg, den wir erringen können."



Bruder und Schwester Busche (sitzend) mit einigen ihrer Familienangehörigen. Von links: Sohn Daniel, Schwiegertochter Patricia Clay Busche, Sohn Matthias, Tochter Maja Busche Wensel und ihr kleiner Sohn Philip Arthur Wensel auf den Armen ihres Mannes Paul Wensel.

Diejenigen, die ihn am besten kennen – seine Frau und die vier Kinder – sind sich einig: Enzio Busches größte Leistung ist sein Einfühlungsvermögen als Ehemann und Vater. „Was die Missionare uns gebracht haben", sagt Schwester Busche, „hat unser Leben völlig verändert. Es ist ein echter Segen für unsere Ehe und für die ganze Familie."

Schwester Busche schreibt ihrem Mann das außergewöhnliches Talent zu, auf andere Menschen, besonders auf seine Kinder, einzugehen. „Das Beste an ihm ist, daß er anderen Menschen mit einem guten Gefühl begegnet, daß er andere liebt und versteht und ihnen helfen kann." Sie erzählt von der Zeit, da einer ihrer Söhne vor der schwierigen Entscheidung stand, ob er heiraten oder auf Mission gehen solle. Die Busches wohnten damals im Missionsheim in München, und ihr Sohn kam mit seiner Freundin zu Besuch. Elder Busche sagte zu seinem Sohn: „Wir haben dich lieb, und du kannst dich absolut frei entscheiden. Wenn du jetzt heiraten willst, lieben wir dich trotzdem. Doch bevor du dich entscheidest, solltest du in dein Zimmer gehen und den himmlischen Vater fragen." Der Junge kam mit Tränen in den Augen aus dem Zimmer. Er hatte sich entschlossen, auf Mission zu gehen.

Elder Busche und seine Frau erkannten, daß die traditionelle Erziehung in Deutschland eine gewaltige Kluft zwischen Eltern und Kindern entstehen läßt. „Wir wollten keine Kinder, die sich über ihre Eltern lustig machen und nur gehorchen, weil sie abhängig sind. Wir wollten sie nicht zwingen, zur Kirche zu gehen, nur damit sie sich später gegen uns auflehnten."

Er glaubt, daß der Geist sie dazu bewegt hatte, die Kinder schon von Anfang an als gleichberechtigt zu betrachten. Bereits als die Kinder erst drei, vier Jahre alt waren, bemühten sich die Busches, auf ihre Meinung Rücksicht zu nehmen. „Wir waren überrascht und sehr bewegt davon, wieviel wir von ihnen lernen konnten", sagt Elder Busche. „Wenn Kinder ohne Bedrohung erzogen werden, sind sie so rein und unschuldig, so liebevoll und rücksichtsvoll, daß sie Erwachsene beschämen."

Die Tochter Maja (verehelichte Wensel) erinnert sich, daß ihr Vater für Disziplin sorgte, indem er vernünftig mit ihr redete und niemals drohte. Oft sagte er: „Jesus würde etwas anderes tun."

„Einmal schlug ich ein Fenster ein, da kam er heraus und sagte ganz ruhig: ‚Du hast etwas Falsches getan, und du mußt etwas machen, damit du verstehst, daß das nicht geht.' Dann fragte er mich, was für eine Strafe ich gerecht fände. Die Folge war, daß ich nie rebellisch wurde." Die Busches stellten fest, daß die Kinder sich oft strengere Strafen auferlegten, als die Eltern es getan hätten.

Daniel, der jüngste Sohn, der vor einem Jahr von einer Mission in Argentinien zurückkehrte, beschreibt seinen Vater als liebevollen Lehrer: „Einmal gewannen wir ein Baseballspiel, und ich kam erst um zwei Uhr morgens heim. Als ich mich dem Haus näherte, stand mein Vater draußen und wartete auf mich. Ich fürchtete mich sehr und überlegte mir schon alle möglichen Ausreden. Doch anstatt mir Vorwürfe zu machen, sagte er: ‚Ich bin froh, daß du da bist. Wir sprechen morgen miteinander.' Mir war klar, daß ich mich falsch verhalten hatte, aber ich wußte auch, daß er um mich besorgt war und mir helfen wollte."

Die gute Atmosphäre, die die Kinder zu Hause genossen, war auch der Liebe der Eltern zur klassischen Musik zu verdanken. Schwester Busche stammt aus einer Musikerfamilie und schätzt besonders Bach und Rachmaninow. Die Busches haben immer gefunden, daß gute Musik eine gute Atmosphäre schafft. Maja sagt, dies habe ihr geholfen, ihr Denken rein zu halten und die Exzesse der Welt als starken Kontrast zu empfinden.

Matthias (verheiratet mit Patricia

Clay) erinnert sich an den Vater als meisterhaften Lehrer – er hatte immer einen guten Unterricht für den Familienabend bereit –, aber auch als guten Kameraden. Elder Busche ist ein aktiver Mann, der gern Schi fährt, joggt und segelt. „Wir hatten gemeinsame Erlebnisse auf der Ostsee – wirklich gefährliche Augenblicke –, wo wir einander sehr nahe kamen. Das waren Zeiten, die ich nie vergessen werde", sagt Matthias. Für ihn gehören die entspannten und spielerischen Augenblicke zu den schönsten Erinnerungen, er schätzte aber auch die langen, nachdenklichen Gespräche auf der Fahrt zu Versammlungen oder nach Hause.

Er ist Familienvater, Geschäftsmann und Führer in der Kirche. Die eigentliche Berufung in Elder F. Enzio Busches Leben ist jedoch die rastlose Suche nach Wahrheit. Im Evangelium Jesu Christi hat er die Antwort auf seine grundlegenden Fragen gefunden, zugleich aber die Herausforderung, sein Leben den Verpflichtungen zu weihen, die er eingegangen ist. „Viele Mitglieder der Kirche hungern geistig. Wir müssen den geistigen Teil unseres Wesens nähren, indem wir lernen, den Geist zu erkennen und in allem, was wir tun, danach zu suchen. Es war nie vorgesehen, daß das Leben leicht sei, doch wenn wir von dem Geist erfüllt sind, den der himmlische Vater uns gibt, sofern wir nach unseren Bündnissen leben, so finden wir Freude, was auch immer geschieht. Dann haben wir eine glückliche Ehe, eine gute Beziehung zwischen Eltern und Kindern und wir können in Frieden und mit Würde leben." □

Für Elder F. Enzio Busche endete die Suche mit einem neuen Anfang für die Ewigkeit.

„Sein Plan ist vollkommen – ich fürchte mich nicht"

JoAnne Bray

In meiner Ausbildung als Krankenschwester lernten wir auch vom Tod und vom Sterben und schlossen diesen Ausbildungsabschnitt ab, indem wir sterbende Patienten in einer Klinik betreuten. Man mußte eine Acht-Stunden-Schicht mit einem sterbenden Patienten verbringen und auf seine seelischen Bedürfnisse genauso eingehen wie auf die physischen. Ich kann gar nicht sagen, wie unangenehm es mir war, einen solchen Patienten zu betreuen, und ich meinte, es sei einfach zuviel für mich. Ich überlegte schon, ob ich nicht die Schule anrufen und mich krank melden sollte, aber ich brauchte das Praktikum für mein Zeugnis.

Als ich an dem betreffenden Tag in den Lift der Klinik trat, kam ich mir völlig unzulänglich vor. Die ganze Nacht hatte ich im Herzen gebetet, und mein Beten wurde teilweise erhört, als ich im Aufzug hochfuhr.

„Hab keine Angst", flüsterte eine Stimme.

Zweifelnd dachte ich: „Aber was werde ich sagen? Wie rede ich mit jemandem, der nicht der Kirche angehört, über den Tod?" Und mein Verstand warf weiter ein: „Ich bin das einzige Mitglied der Kirche in meiner Klasse, ja, in der ganzen Schule. In manchen Kliniken, in denen ich arbeite, gibt es nicht einen einzigen Patienten und niemand im ganzen Personal, der der Kirche angehört."

Als ich das vierte Stockwerk erreicht hatte, sah ich mir das Krankenblatt der Patientin an. Es gehörte eigentlich nicht zur Routine, daß wir ohnehin schon genau über die Patienten informiert waren, bevor wir noch die Krankengeschichte sahen – das gehörte zur Ausbildung. Doch irgend etwas sagte mir, ich solle die Krankengeschichte ansehen, bevor ich das Krankenzimmer betrat. Alles war vollständig ausgefüllt: „Eve Crisp . . . Krebs im Endstadium." In der Ecke unter „Religion" stand HLT.

Rasch ging ich in das verdunkelte Zimmer. Ihr von monatelangem Leiden getrübter Blick erhellte sich etwas, als ich mich als Mitglied der Kirche vorstellte.

Wir unterhielten uns ohne Schwierigkeiten, während ich sie versorgte. Ich erfuhr, daß sie zu Hause noch fünf Kinder hatte. Sie war erst siebenundvierzig. Die Patientin sprach von der Kirche und von einer Generalkonferenz, die sie einmal besucht hatte und die zu ihren schönsten Erinnerungen gehörte. Ich erwähnte die bevorstehende Fernsehübertragung der Aprilkonferenz am nächsten Sonntag, und sie lächelte.

Tagsüber reagierte sie immer wieder auf das Schreien eines kleinen Jungen in derselben Abteilung, der schwere Verbrennungen erlitten hatte. Sie sagte: „Der arme Kleine, es muß ihm so weh tun!" Ihr Mitgefühl war ergreifend, da sie doch selbst so sehr litt. Ich bewunderte sie, und meine Schicht war schon allzu rasch um. Bevor ich ging, glättete ich ihr Kissen und drückte ihr den Signalschalter in die Hand. Dabei hielt sie meine Hand fest und beantwortete die Frage, die ich nicht hervorbrachte:

„Der Herr ist vollkommen. Sein Plan für mich ist vollkommen, und ich weiß, daß er mich liebt."

Ich umarmte sie und ging leise hinaus auf den Korridor. Bevor ich an den Schreibtisch trat und eine Notiz auf ihr Krankenblatt schrieb, holte ich tief Luft. Ich schrieb: „Bitte sorgen Sie dafür, daß Frau Crisp am Sonntag um 6 Uhr die Übertragung der HLT-Generalkonferenz sehen kann." Dann ging ich zur Personalbesprechung und gab vor meiner Klasse, die aus lauter Nichtmitgliedern bestand und von der ich hoffte, daß sie meine Worte begreifen würde, mein Zeugnis.

Am folgenden Montag holte mich die Ausbildungsleiterin aus einer Lehrveranstaltung in ihr Büro. Sie sagte mir, Schwester Crisp sei am Sonntag kurz nach der Übertragung der Generalkonferenz, die sie gesehen habe, verstorben. Ich vergoß für sie Tränen, die ich für niemand anderen vergossen hätte. So viel hatte ich von ihr gelernt: „Der Herr ist vollkommen, sein Plan ist vollkommen, und ich weiß, daß er mich liebt." □

Schwester Bray wohnt in Tulsa im US-Bundesstaat Oklahoma.

BEI MEINER EHRE

Präsident
Ezra Taft Benson

Präsident
des Kollegiums
der Zwölf

Wenn man Charakter in ein einziges Wort fassen kann, so in das Wort *Ehre.* Ohne Ehre gäbe es bald keine Zivilisation, es gäbe keinen verläßlichen Vertrag, keine dauerhafte Ehe, kein Vertrauen, und niemand wäre glücklich.

Was bedeutet euch das Wort *Ehre?* Für mich gibt der folgende Ausspruch des Dichters Tennyson die Bedeutung des Wortes wieder: „Des Menschen Ehrenwort ist Gott im Menschen." *(Idylls of the King.)* Ein ehrenhafter Mensch ist einer, der ehrlich ist, nicht täuscht, betrügt oder lügt, nicht stiehlt. Ein Ehrenmann lernt schon früh, daß man nicht schlecht handeln und sich dabei gut fühlen kann. Der Charakter eines Menschen wird daran ermessen, wie er Wort hält.

Heutzutage wird es immer üblicher, daß man nicht Wort hält. Wir lesen von prominenten Sportlern, die mit Hilfe von Anwälten ihre Verträge kündigen; von gescheiterten Ehen; von unnötiger persönlicher Zahlungsunfähigkeit, Betrug und anderen betrügerischen Praktiken. Ehre ist so ungewöhnlich geworden, daß man in die Zeitung kommt, wenn man ehrenhaft handelt.

So wichtig Abmachungen zwischen Menschen auch sind, eines ist wichtiger: das, was ein Mensch mit Gott vereinbart. Als Mitglieder der wahren Kirche Jesu Christi habt ihr mit ihm Vereinbarungen getroffen. Darum werdet ihr auch *Kinder des Bundes* genannt.

Im Rahmen dieses Bundes habt ihr euch einverstanden erklärt, „*allzeit und in allem, wo auch immer ihr euch befinden mögt*, ja, selbst bis in den Tod, als Zeugen Gottes aufzutreten" (Mosia 18:9).

Bei der Taufe habt ihr euch einverstanden erklärt, alle Gebote Gottes zu befolgen. Er läßt euch nicht im Unklaren darüber, worin diese Gebote bestehen oder was richtig oder falsch ist. Er sagt sehr deutlich, wie wir als Mitglieder seiner Kirche leben sollen. Sein Gesetz ist in den Zehn Geboten, in der Bergpredigt und in neuzeitlicher Offenbarung verankert.

In den Zehn Geboten ist beispielsweise unser Verhältnis zu Gott, zur Familie und zu den Mitmenschen festgelegt. Lesen wir dieses grundlegende Gesetz noch einmal durch:

Du sollst neben mir keine anderen Götter haben. . .
Du sollst dir kein Gottesbild machen. . .
Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht mißbrauchen. . .
Gedenke des Sabbats: Halte ihn heilig!

Gott läßt einen nicht im Unklaren darüber, was richtig oder falsch ist. Er sagt sehr deutlich, wie wir leben sollen.

In diesen vier Geboten ist dargelegt, wie wir Gott ehren. In den nächsten Geboten kommt zum Ausdruck, wie wir die Familienbeziehung in Ehren halten:

Ehre deinen Vater und deine Mutter.

Niemand kann zu wirklicher Größe aufsteigen, ohne seine Eltern und Vorfahren zu ehren. Die letzten fünf Gebote betreffen unser Verhältnis zu anderen Menschen:

Du sollst nicht morden.
Du sollst nicht die Ehe brechen.
Du sollst nicht stehlen.
Du sollst nicht falsch gegen deinen Nächsten aussagen.
Du sollst nicht nach dem Haus deines Nächsten verlangen. . .

(Exodus 20:3–4,7–8,12–17.)

Es ist leicht einzusehen, daß die Gesellschaft – die Summe aller Individuen – Pietätslosigkeit ächten, den Sabbat heilighalten, die Eltern ehren, das Ehebündnis in Ehren halten und tugendhaft leben würde, wenn jeder einzelne sich an dieses Gesetz hielte.

Könnt ihr euch vorstellen, wie unsere Gesellschaft aussähe, wenn die Menschen so lebten, wie Gott es gebietet?

Ich erinnere mich nur an ein einziges Mal, wo meine Ehre in Zweifel gezogen wurde, und das war bei einer schriftlichen Prüfung in der Schule. Das Fach war, glaube ich, Wirtschaftskunde. Der Lehrer hatte die Angewohnheit, hinten im Klassenzimmer zu stehen und die Schüler während der Prüfung zu beobachten. Ich schrieb gerade eifrig, als die Spitze meines Bleistifts brach. Ich bat meinen Sitznachbarn in der nächsten Bankreihe um sein Taschenmesser, und als er es mir gab, kam der Lehrer zu

uns und sagte: „Gib dein Heft ab. Du darfst auch heute abend nicht beim Basketballspiel mitmachen." Ich hatte eine wichtige Position in der Mannschaft. Als ich ihm erklären wollte, daß ich mir nur das Taschenmesser hatte ausborgen wollen, ließ er keine Erklärung gelten.

Nach der Schule ritt ich auf meinem Pferd recht bedrückt nach Hause und erzählte meinem Vater, was geschehen war. Er war sicher, daß ich ehrlich war, und ich selbst wußte es.

Ich molk gerade die Kühe, als das Telefon läutete. Der Trainer rief an und verlangte, ich solle zur Sporthalle kommen. Mein Lehrer würde mit mir reden, und der Trainer hoffte, ich würde mitspielen können. Ich zögerte, aber als mein Vater mir zuredete, ging ich doch hin und traf dort den Lehrer. Er fragte, ob ich nun meine Unehrlichkeit eingestehen wolle, worauf ich erwiderte: „Ich war nicht unehrlich, und es gibt nichts einzugestehen." Er ließ mich nur ungern mitspielen. Ich war sehr bedrückt, und wir verloren. Obwohl ich meinem Lehrer nichts nachtrage (schließlich tat er nur, was er für richtig hielt), hat mich dieses Erlebnis gelehrt, wie wichtig es ist, meinen Namen und den Namen meines Vaters vor jedem Makel zu schützen. Darum habe ich mich auch mein Leben lang bemüht.

So wichtig Abmachungen zwischen Menschen auch sind, eines ist wichtiger: das, was ein Mensch mit Gott vereinbart.

Wir treten vor Gott tatsächlich „allzeit, in allem, wo auch immer wir uns befinden mögen" als Zeugen auf, und zwar durch unsere Handlungsweise. Wenn wir ehrenhaft handeln, machen wir seiner Kirche und seinem Namen Ehre; wenn nicht, so fällt ein Schatten auf die gesamte Kirche.

Lebt gemäß euren heiligen Vereinbarungen mit Gott, und erntet so die Achtung Gottes und eurer Mitmenschen. □



Freiheit, Frieden und Sicherheit

Elder Robert L. Simpson
vom Ersten Kollegium der Siebzig

Der junge Mann war gerade erst achtzehn geworden. Er saß einer Generalautorität der Kirche gegenüber, war sichtlich nervös, frustriert und sehr feindselig. Seine einfache Forderung stellte er unumwunden und so, als könne er sie nicht länger zurückhalten.

„Ich möchte von der Kirche ausgeschlossen werden – und zwar heute noch!"

„Wie lange bist du schon Mitglied?"

„Ungefähr drei Jahre."

„Warum willst du ausgeschlossen werden?"

„Weil ich meine Freiheit verloren habe. Ich möchte rauchen, und die Kirche nimmt mir die Freiheit, so zu leben, wie ich möchte."

Dem Jungen war nicht klar, daß seine wichtigste freiwillige Handlung der Entschluß zur Taufe und zu einer evangeliumsgemäßen Lebensführung gewesen war.

Offenbar war er außerhalb der Kirche in einen Bekanntenkreis geraten, der sein geistiges Feingefühl abstumpfen ließ und ihm den Auftrieb nahm, den er zum Zeitpunkt seines Entschlusses zur Taufe gespürt hatte.

Nun war er nicht mehr frei. Er war das Opfer einer der vielen Listen und Vorspiegelungen des Widersachers geworden, der zuweilen selbst die Erwählten täuscht und Menschen von der Wahrheit fortlockt. Jim beklagte sich, die Kirche raube ihm die Freiheit. In Wirklichkeit aber ist es die Evangeliumswahrheit, die uns frei macht (siehe Johannes 8:32). Wir alle haben ein großes Freiheitsbedürfnis.

Es war schon spät. Die Missionare hatten gerade aufgehört, in der Schrift zu lesen, und das Licht ausgeschaltet, als ein Klopfen an der Tür die Stille unterbrach. Elder Franklin öffnete, und draußen stand Steve, der sich vor neun Monaten bekehrt hatte, ohne sein gewohntes Lächeln und mit einem eingerollten Blatt Papier in der Hand.

„Elder Franklin", sagte er, „ich bin da, um Ihnen die Urkunde über meine Priestertumsordinierung zu geben. Bitte bewahren Sie sie für mich auf, bis ich ein Problem, das ich habe, lösen kann. Ich fühle mich jetzt des Priestertums nicht würdig, aber ich komme ganz sicher bald, um die Urkunde wieder abzuholen."

Es stellte sich heraus, daß dies gar nicht nötig gewesen wäre, außer vielleicht für Steves Gewissen, bis er eben sein Problem zu seiner Zufriedenheit gelöst hatte. Ein ruhiges Gewissen ist der Schlüssel. Er hatte kein ruhiges Gewissen, solange es einen Konflikt mit seiner Priestertumsberufung gab. Ein ruhiges Gewissen brauchen wir alle.

Susanne war außergewöhnlich still, als die Familie von der Fast- und Zeugnisversammlung nach Hause fuhr – so still, daß ihr Vater innerhalb einer Stunde eine Gelegenheit suchte, mit ihr zu sprechen. Sie litt unter der Vorstellung, kein echtes Zeugnis vom Evangelium zu haben, wie sich schließlich herausstellte. Zwei, drei Mitglieder hatten an diesem Tag gesagt, sie „wüßten sicher", daß das Evangelium wahr sei, und Susanne sagte unter Tränen: „Papa, ich kann nicht sagen: Es ist wahr, und das macht mir Sorgen."

Der Vater war geduldig und verständnisvoll, denn er erinnerte sich noch deutlich an seine jungen Jahre, als sein Zeugnis erst im Entstehen begriffen gewesen war.

„Susanne", sagte er, „warum zahlst du den Zehnten?"

„Weil es ein Gebot vom Herrn ist", war die prompte Antwort.

Der Vater besprach mit ihr dann noch eine ganze Reihe von Grundprinzipien, unter anderem das Wort der Weisheit, das Gesetz des Fastens, die Teilnahme am Abendmahl, hohe sittliche Werte und das Beten. In jedem Fall konnte Susanne positiv und prompt antworten. Bald lächelte sie wieder und sagte: „Papa, ich glaube, ich habe doch von allem, was du genannt hast, ein Zeugnis. Wahrscheinlich könnte ich von dem, was ich verstehe, doch Zeugnis geben."

Und so ist es mit einem jeden von uns. Susanne war bezüglich der Kirche, die sie liebte, unsicher gewesen – aber nur so lange, bis der Vater ihr gezeigt hatte, daß sich ihr Zeugnis, das sie von vielen Grundsätzen schon hatte, normal entwickelte. Wirkliche Sicherheit kommt von einem wachsenden Zeugnis. Es ist zu hoffen, daß wir einen guten Teil unserer Zeit hier im Erdenleben damit verbringen, unser Zeugnis zu entwickeln und die schöne Sicherheit auszukosten, die mit jedem neu verstandenen Grundsatz kommt. Wir alle brauchen Sicherheit sehr.

Die Menschen haben immer schon nach Freiheit gestrebt. Zu allen Zeiten hatten die Menschen ein Bedürfnis nach Sicherheit. Und selbst der verhärtetste und verderbteste Mensch sehnt sich tief im Innersten nach einem ruhigen Gewissen, nach Seelenfrieden.

Sind Sie nicht dankbar dafür, daß wir als Heilige der Letzten Tage Treuhänder der größten Wahrheitsflut sind, die jemals auf die Erde herabgekommen ist? Eins unserer Hauptziele besteht darin, diese offenbarte Wahrheit mitzuteilen, denn der Erretter hat gesagt: „Die Wahrheit wird euch befreien" (Johannes 8:32). Wir müssen auf den lebenden Propheten hören und tun, was er sagt.

Der Friede ist offensichtlich ein wichtiges Thema in der Welt und ist es im-

mer gewesen. Friede auf Erden war die wichtigste Botschaft der himmlischen Heerscharen, die die Geburt des Erretters ankündigten. Und trotzdem: In jüngster Zeit standen Hunderte junge Heilige der Letzten Tage in Schützenlöchern, während Artilleriegeschosse, Bomben und Raketen ihr Leben von allen Seiten bedrohten. Ungläubige behaupten, das Christentum habe versagt, weil es in den letzten 2000 Jahren keinen Frieden, sondern nur Krieg und Streit gegeben hat.

Die heiligen Schriften sagen uns, daß unsere Prüfungszeit auf Erden mit Streit, Zwist, Krieg und Kriegsgerücht geplagt sein wird, besonders in den Letzten Tagen. Der Erretter wußte dies, als er sagte: „Frieden hinterlasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch; nicht einen Frieden, wie die Welt ihn gibt, gebe ich euch." Zweifellos sprach er vom „Frieden Gottes, der alles Verstehen übersteigt" (Philipper 4:7), vom Seelenfrieden, den man spürt, wenn man ein Zeugnis hat. Und deswegen kann es selbst in einem Schützenloch mitten im Kugelhagel Frieden geben. Frieden hatte immer schon, wer unter allen Umständen sagen konnte: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt." Jedes wachsende Zeugnis ist von Seelenfrieden begleitet. Doch wehe unser Zeugnis bleibt zu lange auf einer Ebene stehen! Mehr Menschen in dieser Welt müssen Frieden von der Art finden, wovon der Meister gesprochen hat.



Die Menschen haben immer schon nach Freiheit gestrebt. Zu allen Zeiten hatten die Menschen ein Bedürfnis nach Sicherheit.

Sind Sie nicht dankbar dafür, daß wirkliche Sicherheit in der Erkenntnis liegt, daß Gott Vater und sein Sohn tatsächlich in unserer Zeit in einem Wald erschienen sind, oder in der Erkenntnis, daß der Himmel sich aufgetan und die Priestertumsvollmacht wiederhergestellt hat, das Recht, in Gottes heiligem Namen zu handeln? Sind Sie nicht dankbar für das sichere Wissen, daß der Erretter sich selbst im Wasser hat taufen lassen, um der ganzen Menschheit Beispiel zu geben? Er suchte Johannes den Täufer, einen Bevollmächtigten, auf.

Gemeinsam gingen sie an einen Ort, wo es „viel Wasser" gab (Johannes 3:23; Markus 1:5), und es steht geschrieben, daß der Erretter „aus dem Wasser kam" (Markus 1:10). Das ist die Art von Sicherheit, die die Welt kennenlernen muß.

Sind Sie nicht dankbar dafür, daß Seelenfrieden eine persönliche Sache ist und auf einer persönlichen Beziehung zum himmlischen Vater und seinem geliebten Sohn beruht? *Was ist ein wachsendes Zeugnis anderes als wachsendes Wahrheitsverständnis und die ständig zunehmende Fähigkeit, den Erretter zu lieben?* „Wenn ihr mich liebt", sagt er, „werdet ihr meine Gebote halten." (Johannes 14:15.) Auf diese Weise findet man einen Frieden, an dem wir andere gern und freizügig teilhaben lassen sollen.

Jugend Zions! Seid vor allem darin standhaft! Die Welt bietet euch einen schlechten Tausch gegen das, was vor euch liegt. Ihr habt in eurer Reichweite die Freiheit von den drohenden Fesseln des Widersachers, indem ihr die Wahrheit findet und danach lebt. Ihr habt eine feste Grundlage und die absolute Sicherheit einer Partnerschaft mit Gott, die sich noch entwickelt. Ihr könnt den Seelenfrieden haben, der allen Menschen sicher ist, die zu ihm kommen und ihn erkennen. □



Ein ZEUGNIS vom Heiligen Geist

Arlin P. Neser

Von einer Jugoslawin habe ich erfahren, was es bedeutet, „durch Glauben nach Wissen zu trachten" (LuB 88:118).

Während meiner Schul- und Universitätszeit schien eifriges Lernen notwendig, wenn ich Wahrheit begreifen wollte – sofern es überhaupt welche zu begreifen gab. Folglich erschien es mir als unwahrscheinlich, daß ich jemals religiöse Wahrheit begreifen würde, bevor ich alt und grau wäre und viel studiert und verglichen hätte.

Das folgende Missionserlebnis half mir aber erkennen, daß man manchmal auch ohne ausgedehntes Studium Wahrheit finden kann. Das soll nicht heißen, daß man nicht mehr studieren muß, sobald man etwas Wahres gefunden hat, sondern im Gegenteil: es wird umso wichtiger, sobald einem bewußt wird, daß das, wovon man lernt, wahr ist. Dieses neue Schwergewicht spiegelt sich in der Ermahnung des Herrn wider, daß wir durch Glauben nach Wissen trachten sollen (siehe LuB 88:118).

„Wenn ihr dieses hier empfangt"

Ein Regentropfen fiel plötzlich auf die Seite und ließ den Straßennamen und die Hausnummer verschwimmen. Die verbleibenden rasch hingekritzelten Zeilen in dem Notizheft der Missionare lauteten: „Die Jugoslawin in der ersten Wohnung rechts besuchen." *Wir werden uns einfach kurz an der Tür vorstellen*, dachte ich, *und das Buch Mormon gar nicht erwähnen. Wahrscheinlich hat sie sowieso kein Interesse. Der ganze Tag war kalt und trüb wie der Regen, der schon durch meinen Mantel sickerte.*

Da mein neuer Mitarbeiter zögerte, war wieder ich an der Reihe, uns vorzustellen. Ich war zu müde, durchgefroren und ungeduldig, um ihn aufzumuntern. Als wir uns dem Haus näherten, wechselte ich die Schultertasche auf die andere Seite. Die beiden deutschen Exemplare des Buches Mormon, die mein Mitarbeiter am Morgen gegen meine Empfehlung hineingetan hatte, drückten mich.

Meine Zurückhaltung, bei der ersten Begegnung vom Buch Mormon zu reden und deutsche Exemplare mitzunehmen, gründete sich auf folgende Überlegung: Wir hatten keine Übersetzung, die die Mehrheit der jugoslawischen Gastarbeiter in Deutschland lesen konnte. Die meisten sprachen Serbokroatisch. Wie sollten sie von etwas, was sie nicht verstanden, ein Zeugnis erlangen? Wie sollten sie das Buch der Empfehlung Moronis gemäß empfangen, wenn sie es nicht einmal entziffern konnten? Gewiß konnten manche Deutsch lesen, doch die meisten kamen mit der Sprache kaum zurecht.

Trotzdem stiegen wir die Treppen des Mietshauses hoch. Wir wollten gerade klingeln, als aus dem Keller eine Frau heraufkam, in den Armen eine große Wanne mit frischgewaschener Wäsche. Ihre schwieligen Hände standen in krassem Gegensatz zu dem hübschen Gesicht und dem pechschwarzen Haar, das sie mit einem bunten Kopftuch niedergebunden hatte.

Ich trat von der Tür weg und redete sie an. Nachdem wir uns als Missionare zu erkennen gegeben hatten, meinte ich etwas halbherzig, wir könnten ein anderes Mal wiederkommen, da es schon so spät sei. Trotzdem bat sie uns in die Wohnung.

Wir traten ein, und ich nahm gekürzt die erste Diskussion durch, erzählte von Joseph Smith, von der ersten Vision und vom Buch Mormon. Dann gab ich Zeugnis von dem, was ich gesagt hatte, und fragte, ob sie mehr erfahren wolle, in der Erwartung, sie würde nein sagen und uns zur Tür bitten. Statt dessen fragte sie, ob wir ein Buch Mormon hätten und ob sie es sehen dürfe. Mein Mitarbeiter zog mit einem ironischen Lächeln eins der beiden Bücher, die mich den ganzen Tag gedrückt hatten, aus der Tasche, so als wollte er sagen: „Ich hab's dir ja gesagt!"

Es ist durchaus möglich, daß man etwas als wahr erkennt, bevor man die Sache in allen Einzelheiten studiert hat, und zwar dank der Bestätigung durch den Heiligen Geist.

Ich reichte ihr das Buch und fragte, ob sie Deutsch lesen könne. Sie verneinte, worauf ich das Buch zurückziehen wollte und erklärte, daß wir leider kein Exemplar in ihrer Sprache hätten. Trotzdem bestand sie darauf, daß ich es ihr gäbe, und so ließ ich es ihr. Ihre rauhen Finger blätterten vorsichtig durch die einleitenden Seiten mit den Bildern von Joseph Smith, Moroni und dem alten Amerika. Sie stellte einige Fragen zu dem Buch und bat uns dann, es ein paar Tage dazulassen. Sie sagte, sie habe eine Freundin, die Deutsch spräche und der sie es zeigen wolle.

Mir fiel ein ähnliches Erlebnis ein, bei dem sich die „Freundin" als Vorstand einer Sekte erwiesen hatte, die unserer Sache sehr feindselig gegenüberstand. Schließlich aber willigte ich ein. Wir vereinbarten keinen bestimmten Termin für unsere Rückkehr, sondern ich sagte nur, wir würden in einigen Tagen wiederkommen.

Dann gingen wir, und mein Mitarbeiter meinte, es sei ein sehr positives Gespräch gewesen. Er habe das Gefühl, die Frau habe echtes Interesse. „Ganz gewiß", murmelte ich skeptisch und zweifelnd.

Ein paar Tage darauf war mein Mitarbeiter an der Reihe, den Tagesablauf zu planen. Er schlug vor, wir sollten zu der Jugoslawin zurückgehen, der wir das Buch Mormon dagelassen hatten. Wir gingen also hin, und ich fragte sie, was ihre Freundin von dem Buch hielte. Sie hatte ihre Freundin nicht erreicht, das Buch aber selbst durchgesehen, die Bilder betrachtet und gebetet, um zu erfahren, ob es wahr sei. Ich hat-

Der himmlische Vater erweist uns einen großen Dienst, wenn er uns durch den Heiligen Geist mit Wahrheitserkenntnis segnet.

te ihr ja gesagt, daß Moroni dies dem Leser rät. Dann sagte sie, sie habe das Gefühl, dieses Buch sei wirklich das Wort Gottes.

Nach den vielen ablehnenden Reaktionen, die ich erlebt hatte, war ich so überrascht, daß ich nicht wußte, ob ich sie ernst nehmen sollte. Ich fragte sie noch einmal, ob sie Deutsch lesen könne, und sie verneinte wieder. Sie habe aber über unser Gespräch nachgedacht und gebetet. Meine erste Reaktion war Mißtrauen. *Wie,* dachte ich, *kann sie ein Zeugnis von einem Buch haben, das sie nicht einmal lesen kann?*

Meinem Mitarbeiter war inzwischen klargeworden, daß sie tatsächlich ein Zeugnis vom Buch Mormon empfangen hatte, und er war ganz aufgeregt. Er munterte mich auf, ihr mehr zu erzählen, und so fing ich von vorne bei Joseph Smith und der ersten Vision an, immer noch mißtrauisch. Wir verabschiedeten uns und kamen noch mehrmals wieder, und nach einigen Wochen ließ die Frau sich taufen. Sie bekam dann auch ein Buch Mormon in ihrer eigenen Sprache.

Nachdem sie zum erstenmal bestätigt hatte, sie wisse, daß das Buch Mormon wahr sei, stellte ich fest, daß sie sich durch ihr Interesse und ihre Fähigkeit, Evangeliumsgrundsätze zu begreifen, deutlich von anderen Leuten unterschied, die wir zuvor belehrt hatten. Sie war fast wie ein kleines Kind, mit großen Augen und begierig, alles aufzunehmen, was wir ihr sagten. Auch war sie nicht wie andere Leute darauf aus, sich jedes Wort, das wir sagten, beweisen zu lassen oder es zu widerlegen. Ihr Wissen vom Buch Mormon und vom Evangelium nahm so sprunghaft zu wie bei niemandem, den ich bis dahin belehrt hatte. Offenbar war sie ein Mensch, wie Moroni ihn im Sinne hatte, als er von denjenigen sprach, die „dieses hier empfangen" (Moroni 10:4) und denen die Wahrheit kundgetan wird, und doch brauchte sie das Buch nicht erst zu lesen, wie es bei Moroni heißt (siehe Moroni 10:3).

„Durch Glauben nach Wissen trachten"

Ich habe oft über die Bedeutung dieses Erlebnisses nachgedacht und konnte lange Zeit nicht glauben, daß jemand die Wahrheit erkennen kann, ohne viel zu studieren. Erst allmählich wird mir klar, was die Bekehrungsgeschichte dieser Jugoslawin bedeuten könnte.

Es ist durchaus möglich, daß man etwas als wahr erkennt, bevor man die Sache in allen Einzelheiten studiert hat, und zwar dank der Bestätigung durch den Heiligen Geist. Wenn man Wahrheit sucht, kann Gott einen, weil man Glauben hat, die Wahrheit einer Sache verstehen lassen, obwohl man über die Sache selbst noch nicht viel weiß. Und hat man einmal ein Zeugnis von der Wahrheit empfangen, so kann man sein Lernen darauf konzentrieren und so „durch Glauben nach Wissen trachten". Alma hat gepredigt: „Und wie ich vom Glauben gesagt habe – Glaube heißt nicht, daß man eine vollkommene Kenntnis von etwas hat; wenn ihr darum Glauben habt, so hofft ihr auf etwas, was man nicht sieht, was aber doch wahr ist." (Alma 32:21.)

Gewiß empfängt man nicht in jedem Fall ohne Studieren ein Zeugnis von der Wahrheit einer Sache, wie das Beispiel Oliver Cowderys zeigt, als er versuchte, das Buch Mormon zu übersetzen. Der Herr ermahnte ihn mit den Worten: „Murre nicht, mein Sohn, denn es ist nach meiner Weisheit, daß ich mit dir auf diese Weise umgegangen bin.

Siehe, du hast es nicht verstanden; du hast gemeint, ich würde es dir geben, obschon du dir keine Gedanken gemacht hast, außer mich zu bitten.

Aber siehe, ich sage dir: Du mußt es mit dem Verstand durcharbeiten; dann mußt du fragen, ob es recht ist, und wenn es recht ist, dann werde ich machen, daß dein Herz in dir brennt; darum wirst du fühlen, daß es recht ist." (LuB 9:6–8.)

Dagegen ist das, was Joseph Smith erlebte, als er die Goldplatten erhielt und aufbewahrte, ein gutes Beispiel dafür, wie man die Wahrheit einer Sache begreifen kann, noch lange bevor man sich eingehend damit befaßt hat. Der Prophet war so sicher, daß der Text auf den Platten wahr war, daß er die Kraft hatte, sich dem Pöbel zu widersetzen, Verfolgung zu ertragen und noch mehr große Opfer auf sich zu nehmen, um die Platten zu schützen. Das alles geschah, noch bevor er Gelegenheit hatte, von der Lehre des Buches zu erfahren.

Warum dieser Unterschied? Zweifellos möchte der Herr manchmal, daß wir ohne Umweg lernen, wie wir einen wahren Grundsatz im Leben anwenden sollen. Wenn wir also ein Zeugnis von der Wahrheit empfangen haben, müssen wir keine Zeit vergeuden, um herauszufinden, ob eine Sache wirklich wahr ist, und können sofort dazu übergehen, uns mit der Anwendung des Grundsatzes im Alltag zu befassen.

Der himmlische Vater erweist uns also einen großen Dienst, wenn er uns durch den Heiligen Geist mit Wahrheitserkenntnis segnet. Mit einem Zeugnis von Gott haben wir also das, „was man erhofft, [ein] Überzeugtsein von Dingen, die man nicht sieht" (Hebräer 11:1). Wer dieses Zeugnis hat, sehnt sich wie die Jugoslawin nach mehr Licht und Erkenntnis vom himmlischen Vater. Unser Lernen konzentriert sich dann darauf, was der himmlische Vater mit uns vorhat, auf sein Denken und seine Wege, die nicht unser Denken und unsere Wege sind.

Daher ist es wichtig, daß wir uns ständig und mit aller Kraft bemühen, damit wir mit dem Geist in Einklang stehen. Nur dann schaffen wir die Voraussetzungen, damit uns Gott ein Zeugnis von der Wahrheit gibt und den wichtigen Lernprozeß unseres Lebens leitet. Indem wir mit dem Geist in Einklang stehen und von Zeit zu Zeit Zeugnis von der Wahrheit empfangen, nutzen wir die irdische Prüfungszeit besser und nähern uns rascher der Erhöhung. ☐

Arlin Neser ist Zweiter Ratgeber im Ältestenkollegium seiner Gemeinde in Los Angeles.

Mary Pratt Parrish

Peitschen-knall

Peitschenknall

Tom und Betsy kauerten am Bach und schrubbten das Frühstücksgeschirr mit reinem weißen Sand, als sie hörten, wie Brigham Young die Heiligen zum Hauptplatz rief. Es blieb ihnen kaum Zeit, die Teller in dem heißen Wasser nachzuspülen, das Mutter schon bereit hatte, da sammelten sich schon an die fünftausend Heilige im Lager am Sugar Creek in Iowa, um zu hören, was Brigham Young, ihr Führer, zu sagen hatte. Seine Botschaft war kurz: „Ich schlage vor, daß wir weitermarschieren. Alle, die möchten, sollen mir folgen."

Tom war außer sich vor Freude. Er nahm Betsy bei der Hand, schwang sie herum und rief: „Wir gehen nach Westen! Endlich gehen wir nach Westen!" Plötzlich hielt er inne und sagte: „Wir können gar nicht gehen – Papa ist ja nicht da!"

Toms Mutter sah die Enttäuschung in seinen Augen. „Papa dürfte morgen kommen", meinte sie. „Er wollte heute mit seiner Arbeit in St. Joseph fertig sein, und wenn wir alles bereit haben, können wir aufbrechen, sobald er da ist."

Da war Tom wieder froh, und als Brigham Young das Zeichen zum Abmarsch des Fünfhundertwagenzuges gab, winkten er und Betsy ihren Freunden und Nachbarn zum Abschied. Sobald der Zug außer Sicht war, rannten sie zurück zur Mutter und fragten, was sie tun sollten, um alles fertigzumachen.

„Du kannst die Butter stoßen", sagte die Mutter zu Betsy.

Während Betsy die Butter stieß, füllte Tom das Wasserfaß und zurrte es außen am Wagen fest, damit die Familie Wasser hatte, wenn sie nicht an einem Bach oder bei einer Quelle lagern konnte. Als Tom vom Bach heraufkam, sah er ein Gespann ins Lager fahren.

„Es ist Papa!" rief er, ließ den Eimer stehen und lief ihm entgegen.

„Können wir jetzt nach Westen gehen, wo du hier bist?" fragte Tom. „Mehr als die Hälfte der Leute ist schon weg."

Toms Vater lachte. „Heute nachmittag noch nicht. Ich habe in St. Joseph einen zweiten Wagen und ein Gespann Ochsen gekauft, darum bin ich schon jetzt da. Aber die Männer, mit denen ich unterwegs war, kommen erst morgen an. Im Wagen sind Mais und Weizen, und wir müssen erst eine Abdeckung machen."

„Wer wird den neuen Wagen fahren?" fragte Tom.

„Deine Mutter wird es schon schaffen", erwiderte der Vater.

„Ich könnte es auch", warf Tom ein.

Einen Augenblick lang sagte Toms Vater nichts, aber dann meinte er: „Du hast recht. Du darfst es mal versuchen." Und bevor die Ochsen noch ausgespannt waren, zeigte ihm der Vater, wie er die Zügel zu halten hatte und wie man mit der Peitsche knallte, so daß die Ochsen angetrieben wurden, ohne daß man ihnen weh tat.

Tom war so ungeduldig, den Wagen zu fahren, daß er den ganzen Nachmittag wie besessen arbeitete, damit sie am nächsten Tag auch wirklich früh aufbrechen konnten. Er legte die sechs Holzleisten, die der Vater aus St. Joseph mitgebracht hatte, ins Wasser, bis sie weich und biegsam waren, und dann half er dem Vater, sie an der einen Seite des Wagens zu befestigen, zu biegen und auch an der anderen Seite festzumachen. Gemeinsam zogen sie das schwere Segeltuch über die Streben und spannten es, bevor sie es zu beiden Seiten des Wagens festbanden.

Dann half Tom dem Vater eine große Proviantkiste bauen. Dahinein kamen das Geschirr und die Lebensmittel, die sie jeden Tag brauchten. Die großen Eisenkessel hängten sie hinten an den Wagen. Als die Mutter den Teig fertig hatte, formte sie Laibe, und Betsy machte kleine Brötchen, die in einem Topf über der Glut gebacken wurden.

Am nächsten Morgen stand Tom schon ganz früh auf. Er war zu aufgeregt, um zu schlafen, und dachte nur daran, daß er den Wagen lenken würde. Endlich waren die Fuhrwerke fertig, und er kletterte neben seine Mutter auf den Bock und wartete auf das Abmarschzeichen für den kleinen Zug von zweiunddreißig Wagen.

Endlich kam das Zeichen, und Toms Wagen setzte sich mit einem Schnalzen der Zügel und einem Peitschenknall in Bewegung. Es war das erste Mal, daß er einen Wagen lenkte, und er war so angespannt, daß er gar nicht merkte, wie hell die Sonne schien und wie warm es schon wurde. Er hatte nicht einmal gemerkt, daß die Mutter ihren warmen Wintermantel ausgezogen und sich ein Schultertuch umgelegt hatte. Er wußte nur, daß er öfter mit der Peitsche knallen mußte, damit die Ochsen anzogen. Doch plötzlich merkte er, warum es so langsam voranging: Der Boden taute auf, und die Räder sanken immer tiefer in die weiche Erde. Die Ochsen mußten sich immer mehr plagen, das Fuhrwerk zu ziehen.

Tom hatte schon Angst, daß sie den Wagenzug, mit dem sie Sugar Creek verlassen hatten, bis zum Abend nicht mehr einholen würden. Doch am späten Nachmittag war er erleichtert und erstaunt, als er plötzlich Stimmen hörte und wußte, daß das Lager nicht mehr weit sein konnte. Mit leiser Stimme redete er den Ochsen gut zu: „Hüh", sagte er. „Hüh weiter!" Und die Tiere zogen, als verständen sie jedes Wort. Sie legten sich so ins Zeug, daß die Räder wieder leichter rollten, und kurz darauf war Tom im Lager, umringt von bewundernden Freunden.

„Bist du wirklich den ganzen Weg von Sugar Creek hierher gefahren?" fragte einer.

„Du hast's gut!" rief ein anderer. „Wenn nur mein Vater mich auch fahren ließe!"

Plötzlich fing es an zu regnen. Zuerst war es nur ein leichtes Nieseln, das Tom nichts ausmachte, als er die Kuh molk und seinem Vater mit den Ochsen half, aber später, als sie das Zelt aufstellten, goß es in Strömen, und der eisige Regen schnitt in die Haut wie tausend Klingen, während der Wind ihnen die Zeltplane aus den Händen riß.

Peitschenknall

„Wir müssen ohne Zelt auskommen", entschied Toms Vater schließlich.

„Aber du und Mama – wo werdet ihr schlafen?" fragte Tom. „Mein Wagen ist so beladen, daß darin kein Platz ist."

„Du kannst mit Betsy und Mama im anderen Wagen schlafen", erwiderte der Vater. „Ich lege mich unter den Wagen."

„Unter dem Wagen schlafe ich", sagte Tom leise.

Der Vater antwortete nicht gleich, doch Tom spürte am Druck seiner Hand, daß er stolz auf ihn war.

Schließlich sagte der Vater: „Ich helfe dir Reisig suchen, damit du eine Unterlage hast und nicht im Morast liegst."

Tom war froh, als sie endlich genug Reisig hatten, denn es war schwierig, die Äste im peitschenden Regen von den Bäumen zu schneiden. Auf das Reisig legten sie die Zeltplane, und zwar so, daß Tom die Enden noch über den Schlafsack schlagen konnte, damit er nicht naß wurde.

Als das Nachtlager fertig war, schlüpfte Tom hinein. Im ersten Moment war es furchterregend, so allein im Sturm zu sein. Noch nie hatte er so lauten Donner gehört, und die Blitze schlugen so nah ein, daß er in den getroffenen Baumkronen kleine Flammen züngeln sah. Er wußte zwar, daß der heftige Regen das Feuer gleich löschte, aber er fürchtete sich trotzdem. „Was ist, wenn der Blitz den Wagen traf, in dem die anderen schliefen", dachte er. Am liebsten hätte er den Vater gerufen, doch schämte er sich zu sehr, seine Angst zu zeigen.

„Ich werde den himmlischen Vater bitten, daß er mir hilft", sagte er sich. Und das tat er auch. Fast hoffte er, das Gewitter würde durch sein Beten sogleich aufhören, doch er wurde erhört, indem auf einmal seine Angst verflog.

Und dann begann ihm das Gewitter sogar zu gefallen. Es war wie ein riesiges Feuerwerk. Statt zu schlafen wollte er wach bleiben, damit er nichts versäumte. Da der Sturm aber die ganze Nacht andauerte, fielen ihm schließlich doch die Augen zu, und er schlug sie erst wieder auf, als er merkte, daß seine Füße im Wasser lagen. Der kleine Bach, neben dem sie lagerten, hatte sich über Nacht in einen reißenden Fluß verwandelt.

Aufgeregt rief er den Vater: „Der Bach geht über, und die Hinterräder stehen schon im Wasser!"

Toms Vater sprang aus dem Wagen, sah, was los war und half Tom den Schlafsack mit der Zeltplane bergen. Dann spannten sie alle vier Ochsen an und zogen den Wagen aus dem Wasser. Der Boden war so glitschig, daß die Tiere kaum Halt fanden.

„Wir müssen Baumstämme auf den Boden legen", sagte der Vater. Sie fällten etliche Bäume, schnitten alle Äste ab und legten sie, einen neben den anderen, vor den Wagen. Dann banden sie sie mit Weidenruten aneinander fest, damit sie nicht wegrollten. Als das geschehen war, bedeckten sie die Stämme mit Piniennadeln und Präriegras, damit die Ochsen nicht mit den Hufen in die Spalten zwischen den Stämmen glitten.

Endlich konnten sie die verängstigten Tiere auf den nunmehr befestigten Weg treiben und den Wagen erneut anhängen. Beruhigend redete der Vater auf das Gespann ein: „Hüh, hüh weiter!"

Die Ochsen zogen, die schweren Wagenräder rollten aus dem Morast, über die Stämme und hinauf zum Weg, auf dem das Israelslager am Morgen weiterziehen wollte.

Tom rief „Hurra!", und er sah am Blick seiner Mutter, daß sie auf ihre beiden Männer stolz war. □



Ich bin ein Kind des Herrn

Geschichten im Buch Mormon

Die goldnen Platten

Andachtsvoll, friedlich leis

Das „Miteinander"

Sing mit mir, spiel mit mir

Pat Graham

„Ein fröhliches Herz tut dem Leib wohl."
(Sprichwörter 17:22.)

Hast du in der PV ein Lieblingslied? Dann kannst du sicher alle Strophen auswendig und singst es oft! Frag mal deine Mutter oder deine Lehrerin, ob sie dir nicht ein Lied vorsingt, das sie als Kind gesungen haben. Du wirst dich wundern, wie gut sie den Text noch kann! Wenn du irgendwo in der Welt die PV besuchst, fühlst du dich gleich zu Hause, denn die Jungen und Mädchen singen dort dieselben Lieder, die in deiner PV gesungen werden.

Denjenigen, der den Text eines Liedes schreibt, nennt man den Verfasser, und sein Name steht links oben auf dem Notenblatt. Die Melodie schreibt der Komponist, und sein Name steht rechts oben. Manchmal arbeiten sie zusammen und schreiben gemeinsam ein Lied. Manchmal verwendet der Komponist ein Gedicht oder eine Schriftstelle und schreibt eine Melodie dazu. Gelegentlich stammen Text und Melodie von ein und derselben Person.




Naomi W. Randall
Mildred Tanner Pettit

Im Jahr 1959 wurde Schwester Naomi Randall beauftragt, für die PV-Konferenz ein neues Lied schreiben zu lassen. Sie bat Mildred Pettit, ein ehemaliges PV-Ausschußmitglied, die Melodie zu dem Text zu schreiben, den sie selbst verfassen wollte. Schwester Pettit hatte schon mehrere Kinderlieder und Kinderoperetten komponiert.

Bevor Schwester Randall an diesem Abend zu Bett ging, betete sie um Hilfe, damit sie die richtigen Worte fände. Ein paar Stunden später wachte sie auf und schrieb drei Strophen. Dann dankte sie dem himmlischen Vater für seine Hilfe. Später schickte sie den Text an Schwester Pettit.

Auch die Melodie, die Schwester Pettit schrieb, sollte so sein, wie der Herr sie wünschte. Sie hatte das Gefühl, sie wüßte schon, wie das Lied gehen solle, aber die letzten Takte überarbeitete sie immer wieder und ließ ihre Kinder sie auch immer wieder singen, bis sie zufrieden war. Gemeinsam arbeiteten die beiden Frauen an dem Refrain, und nach einer Woche war das Lied fertig.

Präsident Kimball selbst schlug später noch eine kleine Textänderung vor.

Schwester Randall glaubt, daß man das Evangelium durch Lieder lernen kann und daß „Wahrheiten, die uns ins Herz gesungen werden, in schwierigen Augenblicken des Lebens helfen können".



Elizabeth Fetzer Bates

Elizabeth Fetzer Bates, Klavierlehrerin und Mutter von sechs Kindern, erblindete 1951 völlig. Sie faßte ihre Blindheit als Herausforderung auf und entschloß sich, alles zu lernen, was in ihrem Zustand möglich war. Sie sagte: „Ich habe das Lied ‚Pionierkinder' geschrieben, weil wir alle Pioniere sind – der heutige Tag ist für jeden Neuland."

1969 schrieb sie das Lied „Geschichten im Buch Mormon", weil sie das Buch Mormon liebt und dankbar für ihr Land ist. Sie findet, daß Kinder dieses Lied so gern haben, weil es so einfach und wahr ist.

Schwester Bates gibt noch immer Klavierunterricht, und sie glaubt, jeder Mensch soll ein Lied schreiben. „Der himmlische Vater hat soviel Schönes geschaffen, daß wir bei allem, was wir tun, singen sollten! Wenn wir dankbar sind, sind wir auch glücklich."





J. Spencer Cornwall
Rose Thomas Graham

Spencer Cornwall war erst vier, als er das Harmonium spielen lernte. Noch konnte er die Pedale nicht erreichen, und so trat sein Bruder den Blasbalg. Spencer war so lernbegierig, daß er am Vormittag Unterricht nahm, am Nachmittag übte und am nächsten Vormittag wieder zum Unterricht lief.

Als Bruder Cornwall älter wurde und ein anerkannter Musiker war, wurde er Schulinspektor für Musik im Grundschuldistrikt Salt Lake City. Er dirigierte auch dreiundzwanzig Jahre lang den Tabernakelchor. Seiner Meinung nach ist Musik ein schöner Grund, daß Menschen zusammenkommen, und er sagte: „Kindern Singen beizubringen und ihnen zu zeigen, wieviel Freude es macht, selbst zu musizieren, das war mein größtes Vergnügen." Die Musik war sein Leben, und er komponierte noch im Alter von fünfundneunzig Jahren.

Als das Liederbuch *Die Kinder singen* zusammengestellt wurde, brauchte man Lieder, die auf die Kirche zugeschnitten waren. Die Herausgeber des Buches setzten sich mit der Dichterin Rose Thomas Graham in Verbindung, und aus einer ihrer Gedichtsammlungen wurden „Die goldnen Platten" ausgewählt. Dann bat man Bruder Cornwall, dazu eine Melodie zu schreiben.



Clara Watkins McMaster

Clara McMaster war das elfte Kind in ihrer Familie, und sie lernte die Musik schon früh schätzen. Sie wuchs in Brigham City in Utah auf, sang viel und begleitete andere auf dem Klavier. Zweiundzwanzig Jahre lang sang sie im Tabernakelchor. Heute singt sie gemeinsam mit ihrem Mann oft bei kirchlichen Anlässen. „Die Musik ist ein herrliches Gottesgeschenk, und sie ist da, um das Leben seiner Kinder glücklicher und besser zu machen", sagt Schwester McMaster.

Als sie im PV-Ausschuß diente, wurde sie gebeten, ein Lied für das erste Andachtsprogramm zu schreiben. Sie strengte sich sehr an und betete um Eingebung, damit sie schreiben konnte, was sich am besten für Kinder eignet. Eines Tages dachte sie gerade über ihren Auftrag nach und blickte dabei aus dem Fenster, als ihr ein Gedanke kam. Sie setzte sich ans Klavier und schrieb das Lied rasch nieder: „Andachtsvoll, friedlich leis. . ." „Ich habe mich damals sehr demütig gefühlt", sagt sie. „Wenn man sich bereitmacht und alles tut, was man kann, dann hilft einem der himmlische Vater."

Schwester McMaster hat auch andere beliebte PV-Lieder geschrieben, zum Beispiel „Der Vater im Himmel liebt mich" und „Lehr mich zu wandeln im göttlichen Licht".

Anleitung:

1. Lesen Sie von den Leuten vor, die die oben erwähnten PV-Lieder geschrieben haben, und singen Sie dann die Lieder.
2. Schneiden die Sie Bilder der Verfasser und Komponisten aus, und bringen Sie sie in einer großen Notenzeile an. Man kann das Bild des Komponisten auf die erste Note kleben bzw. darunter oder darüber.
3. Spielen Sie die Melodie, die Sie mit den restlichen Noten komponiert haben, vor, oder lassen Sie sie von jemandem vorspielen, der Noten lesen kann. Versetzen Sie die Noten, um auszuprobieren, wie die Melodie am besten klingt.
4. Schreiben Sie zur Melodie einen Text. Zu den Titelnoten paßt etwa: „Ich kann ein Lied". Probieren Sie aber auch andere Texte aus.

Anregungen für das „Miteinander"

1. Zeichnen Sie an der Tafel oder auf ein Plakat eine große Notenzeile. Schneiden Sie neun Kreise für Noten aus. Schreiben Sie auf jede Note den Titel, den Verfasser und den Komponisten eines Liedes.
2. Nehmen Sie immer nur ein Lied auf einmal durch. Ordnen Sie die Noten so, daß man den jeweiligen Liedanfang erkennt. Lassen Sie Kinder oder Lehrer kurz über das Lied berichten.
3. Arrangieren Sie die Noten so, daß sie den Anfang eines Liedes darstellen, das die Kinder kennen. Die Kinder sollen die Noten ansehen und mit Hilfe ihres „inneren Gehörs" erkennen, um welches Lied es sich handelt. Singen Sie dann gemeinsam das Lied.
4. Die Kinder dürfen die Noten setzen, wie sie wollen, dann spielt die Pianistin die entstandene Melodie vor. Die Kinder können mitsummen, und vielleicht fällt Ihnen sogar ein Text dazu ein.
5. Machen Sie eine „Liedersuche", indem die Kinder im Liederbuch alle Lieder vom selben Verfasser oder vom selben Komponisten suchen müssen. Singen Sie alle Lieder vom selben Komponisten.
6. Laden Sie einen Komponisten oder Dichter ein, und lassen Sie ihn den Kindern von seiner Arbeit erzählen.

Jesus ähnlicher werden

Ein Sonntagsspiel
für die Flanelltafel

Wenn wir das Rechte tun, werden wir mehr wie Jesus. Wenn wir etwas Falsches tun, entfernen wir uns von ihm. Die folgenden Schriftstellen handeln entweder von etwas, was uns hilft, mehr wie Jesus zu werden, oder von etwas, was uns in die andere Richtung führt.

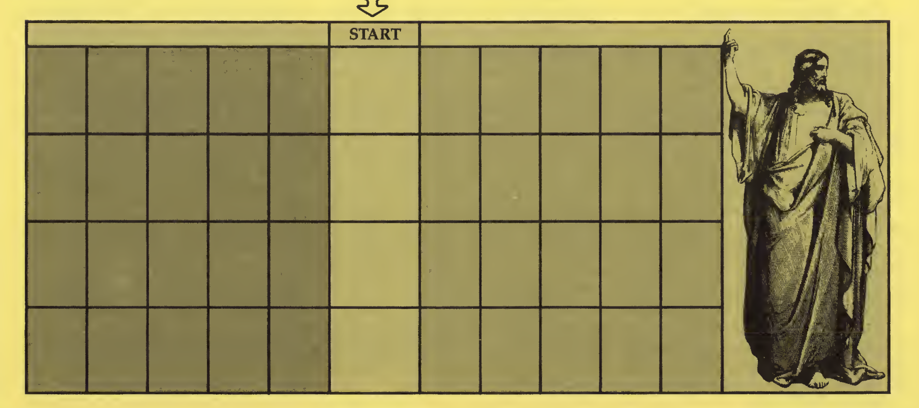
Schneide die Streifen mit den Schriftstellen aus, oder schreib jede Schriftstelle auf einen Zettel. Leg alle Zettel in eine Schüssel. Dann legt jeder Spieler einen Stein oder Knopf auf ein Feld in der Startreihe.

Jeder zieht eine Schriftstelle, liest sie vor und rückt um ein Feld Jesus näher, wenn die Schriftstelle von guten Eigenschaften handelt; wenn darin von einer schlechten Eigenschaft die Rede ist, rückt man in die andere Richtung. Falls unklar ist, in welche Richtung jemand rücken soll, so kann man die Stichwörter durchlesen. Wer an der Reihe war, legt seinen Zettel zurück in die Schüssel, wo er wieder mit den anderen vermischt wird. Das Kind, das als erstes bei Jesus ankommt, hat gewonnen.

Johannes 15:12	Matthäus 3:2
1 Johannes 2:11	Johannes 8:32
Markus 11:22	Alma 42:12
Moroni 7:47	1 Thessalonicher 5:18
Matthäus 13:58	Sprichwörter 16:18
1 Timotheus 6:10	13. Glaubensartikel
‚Lehre und Bündnisse' 51:9	Apostelgeschichte 2:41
‚Lehre und Bündnisse' 42:85	Matthäus 5:9
2 Nephi 9:34	Kolosser 3:20
Mosia 2:18	Hebräer 10:36
Jesaja 1:19	1 Könige 3:9
Genesis 6:5	1 Thessalonicher 5:17
‚Lehre und Bündnisse' 68:31	3 Nephi 29:5

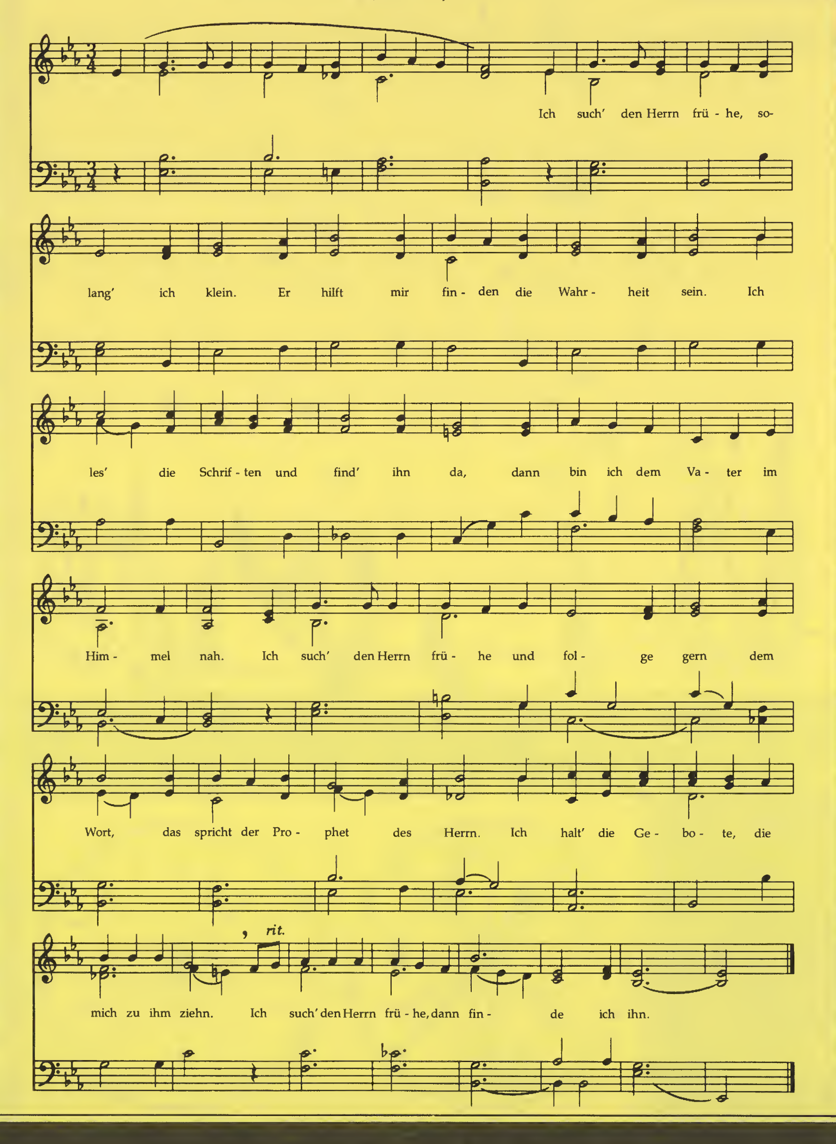
Stichwörter

Näher		Weiter weg
Liebe	Ausdauer	Unglauben
Wahrheit	beten	Anklage
Glaube	bereit sein zu hören	Schlechtigkeit
gütig sein	Nächstenliebe	Haß
barmherzig sein	Umkehr	Taten des Herrn mißachten
vergeben	Gehorsam	Habsucht
Frieden stiften	dienen	Müßiggang
das Wort Gottes annehmen	ehrlich handeln	lügen
dankbar sein	allen Menschen Gutes tun	stehlen
Gehorsam		



Ich such' den Herrn frühe

Joanne Doxey



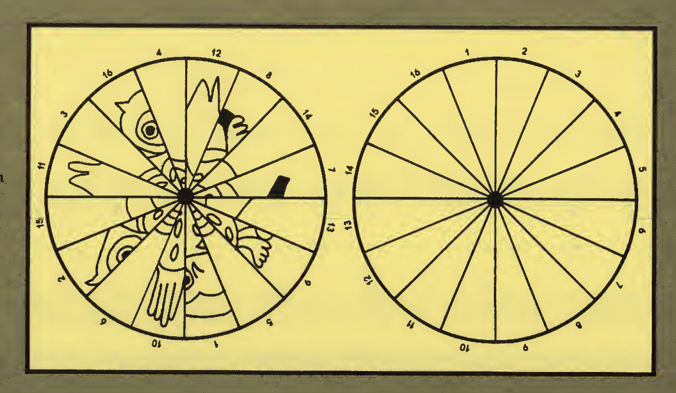
Von einem Punkt zum andern

Colleen Fahy

Vogelpuzzle

Donna Lugg Pape

Übertrage die Linien, die du in den Ausschnitten des linken Kreises siehst, in den rechten Kreis, und zwar so, daß die Ausschnitte richtig geordnet sind. Wenn du es richtig machst, wird daraus ein Vogel.



FÜR DIE FAMILIE



Der Familienrat

„Familienrat!" ruft Vater die fünf Kinder, und sie kommen aus allen Winkeln des Hauses und des Gartens und versammeln sich um den Küchentisch. Es ist Zeit für einen Familienrat.

Die Mitglieder der Kirche haben gelernt, daß ein Familienrat etwas anderes ist als ein Familienabend. „Wenn eine Familie am Montagabend zusammenkommt, um vom Evangelium zu lernen, gemeinsam Spaß zu haben und einander näherzukommen, dann ist das ein Familienabend. Wenn sich die Familie versammelt, um wichtige Entscheidungen zu treffen, um die Leistungen von Familienmitgliedern anzuerkennen, Fragen der Familienordnung zu besprechen oder gemeinsame Unternehmungen zu planen, dann ist das ein Familienrat." (MP-Leitfaden 1983, Seite 183.)

„Der Familienrat ist der wesentlichste Rat in der Kirche. Er untersteht dem Vater und der Mutter und tritt zusammen, um Familienprobleme zu besprechen, Finanzielles zu erledigen, Pläne zu fassen, einander zu helfen und zu stärken und füreinander und für die ganze Familie zu beten." (Siehe Broschüre *Unsere Familie.)* In einem solchen Rat kann die Familie sich organisieren und gemeinsam beschließen, wie man die Ratschläge der Führer der Kirche am besten in die Tat umsetzt.

Probleme oder Entscheidungen, die nur ein einziges Kind betreffen – etwa eine Mission oder Disziplinschwierigkeiten – behandelt man vielleicht besser unter vier Augen.

Vor dem Familienrat sollen die Eltern festlegen, was besprochen wird. Eine Mutter berichtet, daß sie und ihr Mann sich beim Familienrat immer einig sind: „Wir bereinigen nämlich alle Meinungsverschiedenheiten, die es bezüglich der zu behandelnden Punkte geben könnte, schon vorher. Wir sind uns bezüglich der Probleme, mit denen wir uns beschäftigen müssen, einig und wissen, welchen Weg die Familie einschlagen muß. Wir beten gemeinsam um Inspiration, damit wir so führen können, wie der Herr es erwartet."

Natürlich gibt es keine Vorschrift darüber, wie oft man den Familienrat abhalten soll. Er soll so oft stattfinden, wie es die Familie braucht, aber nicht so häufig, daß er niemandem mehr etwas bedeutet. Manche Familien halten jede Woche nach dem Familienabend einen Familienrat, andere jeden Sonntag oder jeden Fastsonntag und wieder andere nur bei Bedarf.

Der Ablauf wird von Familie zu Familie anders sein und sich auch nach den Bedürfnissen der Familie richten. Ein Familienrat, bei dem Genealogiearbeit geplant wird, fällt wahrscheinlich anders aus als einer, bei dem man die Aktivitäten der Familienangehörigen koordiniert oder Familienregeln aufstellt.

Im Idealfall präsidiert der Vater. Wenn es keinen Vater gibt, führt die Mutter den Vorsitz. Bei Bedarf können die Eltern ein Kind beauftragen, alles zu notieren, was besprochen und entschieden wurde und was für Aufträge jeder bekommen hat. Die Sitzung beginnt und endet mit einem Gebet.

Da es sich um einen Familienrat handelt, soll auch die gesamte Familie anwesend sein. Alle sollen angehalten werden, Ideen und Anregungen beizusteuern. Ein Vater erzählt: „Anfangs mußte ich die Stillen fragen: ‚Gregor, was meinst du dazu?' oder: ‚Anne, was

ist deine Meinung?' Sobald ihnen klarwurde, daß wir wirklich ihre Meinung hören wollten und daß sie auch Gewicht hatte, redeten sie von sich aus mit." Ein anderer Vater beauftragte alle in der Familie, eine Woche lang über eine bestimmte Sache nachzudenken. Dann sollte jeder mit einem Lösungsvorschlag für das Problem, um das es ging, zum Familienrat kommen. So mußte jeder darüber nachdenken, was er sagen sollte, und es fiel allen leichter, sich zu beteiligen.



Je besser eine Familie auf ihre Bedürfnisse eingehen und ihre Interessen verwirklichen kann, desto erfolgreicher ist sie.

„Damit diese Sitzungen erfolgreich sind, muß eine Atmosphäre des Zuhörens, der ehrlichen Kommunikation und der Rücksichtnahme auf die Meinung und die Gefühle anderer geschaffen werden." (Siehe *Unsere Familie.*) Wenn der Jüngste vorschlägt, die Familie solle bei der nächsten Familienaktivität Würmer zum Angeln suchen, so sollen die Größeren das nicht als Unsinn abtun. Jeder soll seine Meinung äußern können, bevor eine Entscheidung getroffen wird. So lernen alle, miteinander höflicher umzugehen, und man erkennt, daß jede Sache mehr als eine Seite hat.

Wenn jeder sich zu Wort gemeldet hat, sind im Idealfall alle mit der Entscheidung, die getroffen wird, einverstanden. Kann keine Einigung erzielt werden, so haben die Eltern als Vorsitzende das letzte Wort. Sie sollen ihre Entscheidung treffen, indem sie sorgfältig alle Meinungen abwägen und dann auf ihre Erfahrung und ihre Inspiration, auf die sie ein Anrecht haben, zurückgreifen. „Bei uns ist das kein Problem", sagt ein Vater. „Meistens schließen sich die Kinder gern den Entschlüssen an, die wir im Familienrat treffen, weil sie dabei ja selbst eine wichtige Rolle spielen. Sie wissen, daß ihre Äußerungen ernst genommen werden. Wir schätzen ihre Unterstützung und ihre Bereitschaft, die Entscheidungen auch auszuführen."

Manches, was beim Familienrat besprochen wird, kann vertraulicher Natur sein. Die Familie muß wissen, daß es sich dabei um Vertrauliches handelt und daß außer Haus nicht darüber geredet werden soll. Wenn diese Regel streng befolgt wird, nehmen das gegenseitige Vertrauen und die Einigkeit in der Familie zu.

Nicht jedes Problem kann im Familienrat gelöst werden. Es gibt auch Belange, die die Eltern in ihrer Führungsrolle allein und ohne allgemeine Diskussion entscheiden müssen, und der Familienrat soll auch nicht darüber abstimmen, ob man ein Gesetz Gottes befolgen soll oder nicht. Es wäre beispielsweise unsinnig, wenn im Familienrat darüber diskutiert würde, ob man das Gesetz der Ehrlichkeit befolgen soll.

Der Familienrat eignet sich aber dazu, Familienangelegenheiten und Organisatorisches zu besprechen, etwa Themen wie die folgenden: Wie können wir die Arbeit aufteilen, so daß alle zufrieden sind? Wie oft sollen wir fernsehen, und was für Programme sehen wir uns an? Wie bringen wir das Geld für ein Möbelstück zusammen, das wir dringend brauchen? Wie können wir im Haus mehr Ordnung schaffen? Was können wir in der Familie tun, um Streit zu vermeiden? Was für Familienregeln sollen wir aufstellen? Was sollen wir am Sonntag tun, damit wir diesen Tag heilighalten?

Je besser eine Familie auf ihre Bedürfnisse eingehen und ihre Interessen verwirklichen kann, desto erfolgreicher ist sie.

Der Familienrat kann auch zur Koordination von persönlichen Plänen und Familienvorhaben dienen. Gelegentlich ist ein einzelner auf die Hilfe der ganzen Familie angewiesen, und der Rat kann das Nötige planen. Man kann für einen reibungsloseren Ablauf der Woche sorgen, indem beim Familienrat jeder sagt, was er alles vorhat; man bespricht, wo es Konflikte geben kann, läßt jeden seine Meinung sagen und setzt Prioritäten fest, damit weniger wichtige Aktivitäten die wichtigen nicht behindern.

Oft geraten die einzelnen Zeitpläne miteinander in Konflikt, und man muß noch nachträglich Entscheidungen treffen und manches ändern. Um solche Schwierigkeiten zu vermeiden, kann die Familie einen Kalender aufhängen, worin alle Termine, schulische Ereignisse, Geburtstage und andere Familienangelegenheiten eingetragen werden können. Wenn beim Familienrat besprochen wird, was jeder vorhat, werden auch gleich alle Termine eingetragen, und am Morgen genügt ein Blick auf den Kalender, um jeden daran zu erinnern, was er zu tun hat.

Schließlich hat der Familienrat auch noch den Zweck, in der Familie die Umsetzung des Evangeliums in die Tat zu fördern. Bei der Planung und Auswertung des Fortschritts, den die Familie macht, kann man sich von den vier Schwerpunktbereichen der Priestertumsarbeit leiten lassen. Wir wollen sehen, wie sich diese Schwerpunkte auf die Familie beziehen:

Schwerpunkte für den einzelnen und die Familie

Genealogie

Wenn Sie Ihr Buch der Erinnerung aufschlagen, haben Sie dann ein armselig dünnes Buch vor sich, mit dem Bild eines Tempels, das Sie ständig an ungetane Arbeit erinnert? Ist Ihre Lebensgeschichte und die Ihrer Kinder ein Wirrwarr von Erinnerungen, die noch nicht zu Papier gebracht sind? Und wie lang ist es her, daß Sie im Tempel waren? Besprechen Sie diese Punkte doch beim Familienrat. Die Familienangehörigen können sich Ziele für die genealogische Arbeit setzen. Vielleicht weiß keiner, wo man überhaupt anfangen soll und was zu tun ist. Man könnte also planen, wie man mehr über die Menschen herausfindet, deren Name auf der Ahnentafel steht. Man könnte jemanden in der Familie beauftragen, die Großeltern oder andere Verwandte zu interviewen. Jemand anderer kann brieflich Daten anfordern oder um bestätigende Dokumente bitten.

Der Rat kann auch an der Lebensgeschichte der einzelnen Familienangehörigen arbeiten und beispielsweise einen Ideensturm durchführen, wie man seine Aufzeichnungen gliedern oder auf dem laufenden halten kann. Gemeinsam könnte man Arbeitszeiten festlegen und sich Termine setzen.

Dann ist da noch der Tempel. Vielleicht sind jüngere Kinder bereit, den Haushalt zu führen, damit die älteren Familienangehörigen, die einen Tempelschein haben, zum Tempel fahren können, oder man kann planen, wie man das Geld für eine Tempelfahrt aufbringt.

Zeitliche Wohlfahrt

Werden die Kleider zu eng oder die Vorratsregale zu leer? Wie viele Rechnungen sind jeden Monat zu bezahlen? Sind die Kinder schon über dreizehn und haben noch keine Berufspläne, die ihnen später finanzielle Sicherheit bieten können?

Auch hier kann der Familienrat helfen. Wenn den Kindern finanzielle Schwierigkeiten erklärt werden und sie bei der Lösung mitarbeiten, sind sie eher bereit, ohne ein neues Fahrrad oder andere Wünsche auszukommen. Eine Familie hat nach einem Familienrat beschlossen, einander zu Weihnachten nur Lebensmittel für den Vorrat zu schenken.

Vielleicht haben Sie einen Fitneßenthusiasten in der Familie. Könnte man ihn oder sie beauftragen, ein Fitneßprogramm für die ganze Familie zusammenzustellen? Würden alle mitmachen? Wahrscheinlich schon, wenn im Familienrat ein gemeinsamer Entschluß getroffen wurde.

Missionsarbeit

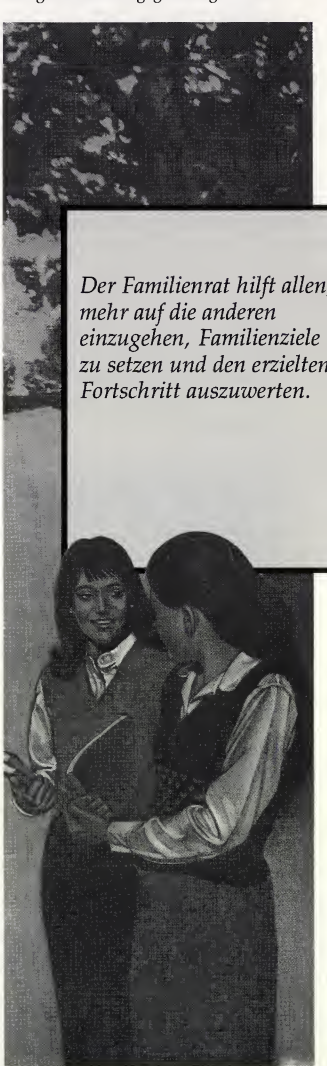
Jeden Tag fahren Sie auf dem Weg zur Arbeit an seinem Haus vorbei und denken: „Ich müßte ihm eigentlich vom Evangelium erzählen!" Doch es bleibt beim guten Vorsatz. Dann ist da Ihr Sohn, der jetzt vierzehn ist. Bereitet er sich auf seine Mission vor? Spart er dafür? Und Sie selbst und Ihre Frau? Planen Sie eine Mission?

Vielleicht kann sich der Familienrat mit dem Thema Mission befassen. Nach einem Familienrat kann die ganze Familie beschließen, ein Missionskonto zu eröffnen, in das alle einzahlen. Im Familienrat kann man auch besprechen, wie man den Kontakt zur Nachbarfamilie pflegt. Ist die Tochter der Familie mit der eigenen Tochter befreundet? Das könnte ein Anfang sein.

Geistige Wohlfahrt

Schließlich wäre noch das geistige Wachstum der Familie zu bedenken. Die Familie kann in einer Beratung beschließen, wann man das gemeinsame Schriftstudium betreibt und den Familienabend hält. Auch Dienstprojekte für die ganze Familie könnten geplant werden. Angenommen, der Vater ist Berater im Diakonskollegium. Wie kann die Familie ihm helfen, seine Berufung groß zu machen? Eine Tochter ist Klassenpräsidentin der Lorbeermädchen – vielleicht können ihr die jüngeren Brüder ein paar Haushaltsarbeiten abnehmen, damit sie Zeit für ihre Berufung hat.

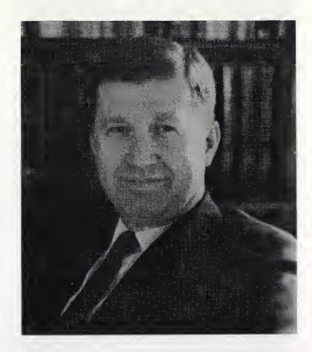
Der Familienrat hilft der Familie, gemeinsam zu arbeiten, zu spielen und geistig zu wachsen. Er hilft jedem, mehr auf die anderen einzugehen, Familienziele zu setzen und den erzielten Fortschritt auszuwerten. Er schafft eine Atmosphäre der gegenseitigen Achtung, des Verstehens und der Harmonie. Die Kinder fühlen sich an Familienpläne und -ziele mehr gebunden, weil sie sie selbst mitformuliert haben. Und die ganze Familie nimmt zu an Einigkeit, Geistigkeit, Zusammengehörigkeitsgefühl und an gegenseitiger Liebe.



Die Antworten sollen Hilfe und Ausblick geben, sind aber nicht als offiziell verkündete Lehre der Kirche zu betrachten.

Ich habe eine Frage

Frage:
Was gehört alles zum Fasten? Wie ich höre, gehört dazu mehr als nicht zu essen.



Antwort:
J. Roger Fluhman,
Präsident der Washington-Mission Spokane

Sie haben richtig gehört. Fasten bedeutet in der Tat mehr als nicht essen. Man bedenke folgendes:

1. Wir fasten, um mehr über den Herrn zu lernen und um ihn zu verehren.
2. Wir fasten, um mehr Geistigkeit zu erlangen und um unseren Glauben an den Herrn Jesus Christus zu stärken.
3. Wir fasten, um ein Zeugnis vom Evangelium zu erlangen und um es zu stärken.
4. Wir fasten, um die Stimme des Geistes zu vernehmen und Inspiration zu empfangen.
5. Wir fasten, damit wir den Plan der Errettung besser verstehen und begreifen, daß wir auf den Herrn angewiesen sind.
6. Wir fasten für Menschen, die krank sind und einen besonderen Segen brauchen.
7. Wir fasten, um mit dem Fastopfer den Armen zu helfen.

Es gibt noch weitere Gründe, weshalb wir fasten. Ich habe nur erwähnt, was mir als wichtig erscheint.

In Jesaja 58:3–12 ist das Gesetz des Fastens dargelegt, und hier werden auch viele Gründe dafür genannt, etwa um „die Fesseln des Unrechts zu lösen, die Stricke des Jochs zu entfernen, die Versklavten freizulassen, jedes Joch zu zerbrechen, an die Hungrigen dein Brot auszuteilen" (Vers 6-7); und auch von Segnungen ist die Rede, die das Fasten bringt: „Wenn du dann rufst, wird der Herr dir Antwort geben, und wenn du um Hilfe schreist, wird er sagen: Hier bin ich." (Vers 9.) Mich haben diese Verse tief beeindruckt. Durch sie ist mir klargeworden, wie ich fasten soll und was für Segnungen ich davon habe. Fasten und Beten gehen Hand in Hand, und in der Schrift wird oft beides in einem Atemzug genannt. Alma hat den Menschen gesagt, er wisse, daß seine Worte wahr seien, denn: „Siehe, ich habe viele Tage gefastet und gebetet, um dies selbst wissen zu können." (Alma 5:46.) Fasten muß immer von Beten begleitet sein.

Denken wir auch daran, daß wir nicht wie die Heuchler mit langem Gesicht fasten sollen, um auf andere Eindruck zu machen (siehe Matthäus 6:16–18; 3 Nephi 13:16–18.)

Ich begreife das Fasten nicht bis ins letzte und kann nicht in Worte fassen, was geschieht, wenn man fastet, und warum es geschieht. Die Gefühle, die man dabei erlebt, sind heilig und machtvoll. Sie inspirieren, erbauen, machen stark. *Fasten* und *empfinden*, das gehört für mich zusammen.

Unser Sohn Spencer hat seit seiner Taufe vor fast zwei Jahren fasten gelernt. Wir haben ihn nicht dazu gezwungen, und er fastet nicht unbedingt an allen Fastsonntagen gleich lang wie wir. Vor einiger Zeit hat er mir in der Fast- und Zeugnisversammlung ins Ohr geflüstert: „Ich glaube, ich gehe nach vorn und gebe Zeugnis." Ich lächelte und nickte zustimmend. Sein aufrichtiges Zeugnis hat mich sehr bewegt. Er *empfand* etwas – und ich ebenfalls. Ich zweifle nicht daran, daß er geistig wächst, wenn er fastet. □

Frage:
„Haben Tiere einen Geist? Wenn ja, was geschieht, wenn ein Tier stirbt? Werden wir in der Geisterwelt unsere Haustiere wiederhaben?"



Antwort:
LaMar Farnsworth ist Mitglied der Gemeinde Monument-Park 16 im Pfahl Salt-Lake-Monument-Park und Zoodirektor in Salt Lake City

Ich habe seit fünfzig Jahren mit Tieren zu tun und bin überzeugt, daß jedes Tier einen eigenen Charakter hat. Bei allen Arten findet man intelligente und weniger intelligente Exemplare. Manche lernen bestimmte Verhaltensweisen leichter. Die einen führen, während andere sich damit zufriedengeben, daß sie den Führern folgen. Manche haben Zutrauen, und man kann ihnen ebenfalls trauen, andere sind unberechenbar.

In der Köstlichen Perle, Mose 2–4, teilt Gott Vater die Erschaffung der Erde ein. Er betont, daß es eigentlich zwei Schöpfungen gegeben hat, erst eine geistige, dann eine physische. „Denn ich, der Herr Gott, erschuf alles, wovon ich gesprochen habe, zuerst geistig, ehe es in natürlichem Zustand auf der Erde war." (Mose 3:5.)

Wenn alle Tiere und Pflanzen geistig erschaffen wurden und lebten, bevor sie auf die Erde kamen, kann man wohl mit einiger Sicherheit darauf schließen, daß sie alle einen Geist haben.

Was geschieht, wenn ein Tier stirbt? Ich glaube, daß nichts anderes geschieht als in unserem Fall: der Geist trennt sich vom Körper, beginnt ein Geistleben und wartet auf die Auferstehung. Die Propheten haben sowohl in alter wie auch in neuer Zeit gelehrt, daß die Auferstehung auch Tiere betrifft. Im Buch ‚Lehre und Bündnisse' heißt es:

„Dann wird das Ende kommen, und der Himmel und die Erde werden verzehrt werden und vergehen, und es wird einen neuen Himmel und eine neue Erde geben.

Denn alles Alte wird vergehen, und alles wird neu werden, ja, der Himmel und die Erde samt ihrer ganzen Fülle, sowohl Mensch wie Tier, die Vögel der Luft und die Fische des Meeres;

und auch nicht ein Haar noch Stäubchen wird verlorengehen, denn es ist das Werk meiner Hand." (LuB 29:23–25.)

Werden wir in der Geisterwelt unsere Haustiere haben können? Diese Frage deutet auf zwei Gedankengänge hin:

Werden wir in der Geisterwelt unsere Haustiere *besitzen*? Das ist wohl nicht vorgesehen.

Werden wir im Himmel überhaupt Umgang Tieren haben? Ich hoffe es. Mir erscheint es als ganz natürlich und recht, daß wir ohne jede Feindseligkeit mit unseren Freunden aus dem Tierreich zusammenleben werden. □

Die Arbeit unserer Priestertumskollegien

Elder Joseph B. Wirthlin
vom Ersten Kollegium der Siebzig

Ich frage mich manchmal, inwieweit sich die Freunde Joseph Smiths die Folgen der Wiederherstellung des Melchisedekischen Priestertums Ende Mai oder Anfang Juni 1829 vorstellen konnten. Abgesehen vom Propheten Joseph Smith selbst haben bestimmt nur wenige vorhergesehen, daß die Tatsache, daß Petrus, Jakobus und Johannes dem Propheten Joseph und Oliver Cowdery erschienen sind, eines Tages zu einer weltweiten Priestertumsorganisation führen würde, die heute über 600000 Träger des Melchisedekischen Priestertums in 31000 Kollegien und Gruppen zählt und in 89 Ländern der Erde besteht. Bestimmt hätten sie gestaunt, wenn sie die große Zusammenkunft von Brüdern gesehen hätten, die sich zweimal jährlich zur Generalkonferenz versammeln, oder die vielen Tausend, die heute jeden Sonntag in der ganzen Kirche die Kollegiums- und Gruppenversammlungen besuchen. Dieses Heer von Priestertumsträgern hat eine gewaltige Aufgabe zu leisten: die Priestertumsarbeit zu tun und die Absicht des Herrn durchzuführen, nämlich „das ewige Leben des Menschen zustande zu bringen" (Mose 1:39). Seit der Feststellung von Präsident Kimball, daß die Mission der Kirche darin bestehe, das Evangelium zu predigen, die Heiligen zu vervollkommnen zu machen und die Toten zu erlösen, wird dieses Werk noch stärker betont (siehe GK, April 1981).

Die Programme des Priestertums werden auf diese wichtigen Ziele ausgerichtet. Die Priestertumskollegien in aller Welt konzentrieren sich auf folgendes: (1) Den einzelnen geistig stark machen; (2) den Vater und die Familie stark machen; (3) Missionsarbeit; (4) Genealogie- und Tempelarbeit; (5) der Familie helfen, ihre materiellen Bedürfnisse zu erfüllen; (6) immer über die Kirche wachen.

Die Aufgabe, die Träger des Melchisedekischen Priestertums und die Väter zu schulen und ihnen bei ihren Priestertumsaufgaben zu helfen, ist vor allem Sache des Kollegiums. Den Kollegien obliegt der Großteil der geistlichen Arbeit der Kirche.

Präsident Joseph F. Smith hat 1906 über die Bedeutung der Priestertumseinheiten gesagt:

„Wenn wir lange genug leben – und falls einige von uns nicht mehr so lange leben, so werden andere es erleben –, so werden wir den Tag sehen, wo jedes Priestertumskollegium in der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage seine Pflicht versteht, seine Verantwortung auf sich nimmt, seiner Berufung Ehre macht und seinen Platz in der Kirche bis zum äußersten ausfüllt, entsprechend seiner Intelligenz und Fähigkeit. Wenn dieser Tag kommt, dann wird manche Arbeit, die jetzt von den Hilfsorganisationen getan wird, nicht mehr so notwendig sein; denn die regulären Priestertumskollegien werden sie dann verrichten. Der Herr hat es von Anfang an so geplant und bestimmt; er hat in der Kirche Vorsorge getroffen, daß durch die Organisation des Priestertums jedem Bedürfnis Rechnung getragen werden kann." (*Evangeliumslehre,* Seite 183.)

Mit dem Wachstum der Kirche hat im Lauf der Jahre auch die Bedeutung des MP-Kollegiums zugenommen. Elder John A. Widtsoe schilderte 1937 die Zukunft der Kollegiums- und Priestertumsarbeit:

„Die Organisationen der Kirche sind nur Hilfen für das Priestertum. Das bedeutet, daß die Priestertumskollegien eine führende Position einnehmen. Sie sollen so hervorragend geleitet, so getreu besucht und so dienstbereit sein, daß sie allen anderen Organisationen der Kirche Vorbild sind." (*Improvement Era,* Dez. 1937.)

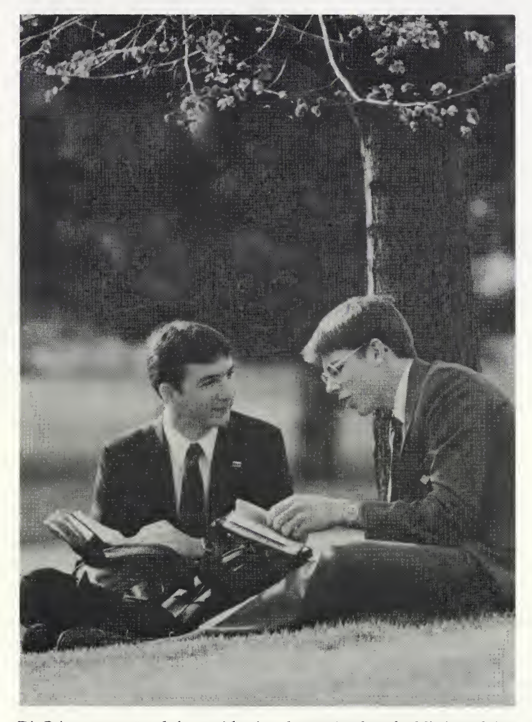
Den einzelnen geistig stark machen

Diese Absicht liegt allen Programmen und Aktivitäten der Kirche zugrunde und wird in der Regel dadurch erreicht, daß man das Evangelium lehrt. Der Herr hat diese Aufgabe den Führern der MP-Kollegien aufgetra-

gen, als er sagte, daß der Kollegiumspräsident die Kollegiumsmitglieder bezüglich ihrer Bündnisse unterweisen soll (siehe LuB 107:89). Dies ist ein Hauptziel des sonntäglichen Kollegiumsunterrichts.

Seit 1974 sind die heiligen Schriften der Lehrstoff für die MP-Kollegien der Kirche. Die *Anleitung für das persönliche Studium* wird als Hilfe für das Schriftstudium des einzelnen und des Kollegiums veröffentlicht. Die Kollegiumsführer haben die Aufgabe, die Brüder in der Lehre des Evangeliums und in ihren Bündnissen zu unterweisen. Sie sollen die Kollegiumsmitglieder auch bezüglich ihrer Priestertums- und Familienpflichten belehren.

Die Hohepriestergruppe der Gemeinde 29 in Bountiful (Utah) nimmt diese Aufgabe ernst. William G. Farland, der Gruppenleiter, und seine Assistenten leiten die Unterweisung bei der Gruppenversammlung persönlich. Sie überlegen sich gründlich, was die Gruppe braucht, und stimmen den Unterricht darauf ab. Oft unterrichten sie selbst, bitten aber auch andere Brüder aus der Gruppe zu unterrichten. Wenn eine Lektion zur Arbeit eines der Gruppenkomitees Bezug hat, so wird das Komitee mit dem Unterricht betraut.



Die Priestertumsträger befassen sich mit mehreren Aspekten der Missionsarbeit. Sie gehen auf Mission, freunden sich mit Außenstehenden an, bereiten ihre Kinder vor, auf Mission zu gehen, und unterstützen das Missionswerk finanziell.

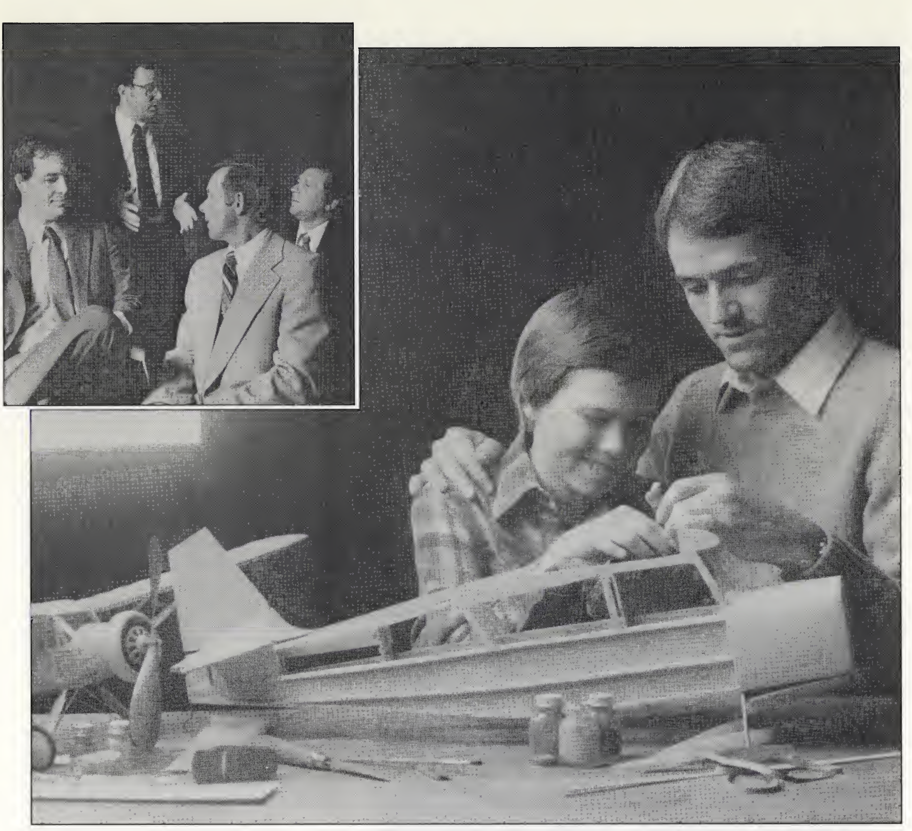
Bestimmt haben nur wenige vorhergesehen, daß das Erscheinen von Petrus, Jakobus und Johannes eines Tages zu einer weltweiten Priestertumsorganisation führen würde.

Bei jeder Priestertumsversammlung bittet Bruder McFarland jemanden aus seiner Gruppe, mit wenigen Worten (5 Minuten) seine Lebensgeschichte zu schildern, um die Brüderlichkeit und Einigkeit in der Gruppe zu fördern und um die Brüder zu motivieren, daß sie ihre Lebensgeschichte und ihr Tagebuch schreiben. Er nimmt diese kurzen Schilderungen sowie den Unterricht und die Verlautbarungen auf Tonband auf, so daß Gruppenmitglieder, die krank sind, in der PV unterrichten oder aus einem anderen Grund nicht kommen können, eine Tonbandaufzeichnung von der Versammlung hören können. Wenn alle Brüder ihre Lebensgeschichte erzählt haben, so ist geplant, daß wieder jeden Sonntag jemand kurz zu Wort kommt und ein geistiges Erlebnis erzählt.

Ein weiterer Aspekt der Aufgabe, den einzelnen geistig stark zu machen, ist die Aktivierungsarbeit. Man bemüht sich mit viel Liebe und aufrichtigem Interesse um die inaktiven Mitglieder und hält zu diesem Zweck Seminare zur Vorbereitung auf den Tempel ab und belehrt Familien zu Hause – gemäß dem großen Erlösungswerk, von dem der Erretter in Lukas 15:4-6 spricht:

„Wenn einer von euch hundert Schafe hat und eines davon verliert, läßt er dann nicht die neunundneunzig in der Steppe zurück und geht dem verlorenen nach, bis er es findet? Und wenn er es gefunden hat, nimmt er es voll Freude auf die Schultern, und wenn er nach Hause kommt, ruft er seine Freunde und Nachbarn zusammen und sagt zu ihnen: Freut euch mit mir; ich habe mein Schaf wiedergefunden, das verloren war."

Unter der Führung von Präsident C. Terry Graff vom Pfahl Federal-Way im US-Bundesstaat Washington konnten die MP-Kollegien dieses Pfahls seit der



Die Führer des Melchisedekischen Priestertums haben die Aufgabe, ihre Kollegiumsmitglieder zu besseren Ehemännern und Vätern auszubilden.

Pfahlgründung im Jahr 1977 über 300 Ältestenanwärter aktivieren. Der Pfahlpräsident übertrug die Verantwortung für das Programm den MP-Kollegiumsführern, schulte sie durch das Pfahl-MP-Komitee und ließ sich wöchentlich über den erzielten Fortschritt Bericht erstatten.

Fähige Priestertumsträger werden zusammen mit ihrer Frau berufen und beauftragt, inaktive Familien zu belehren und zu betreuen. Die inaktiven Familien besuchen ein Seminar zur Vorbereitung auf den Tempel und werden auch wochentags von dem zugewiesenen Ehepaar belehrt. Die Ältestenkollegien des Pfahls sorgen für die Planung und Durchführung der Seminare, die vierteljährlich in jeder Gemeinde stattfinden. Der Schlüssel zum Erfolg liegt in der Kontinuität des Programms, das Monat für Monat weiterläuft. So wie mit der Zeit die Zahl der aktivierten Mitglieder zunahm, stiegen auch der Versammlungsbesuch und die Zahl der Zehntenzahler.

George Skidmore war vor ein paar Jahren Präsident eines Ältestenkollegiums in Sunnyvale in Kalifornien. Er nahm seine Aufgabe, die weniger aktiven Mitglieder seines Kollegiums stark zu machen, ernst und lud inaktive Ehepaare zu sich nach Hause ein, wo besonders berufene Lehrer die Lektionen aus dem *Seminar zur Vorbereitung auf den Tempel* unterrichteten. Drei, vier Jahre lang wurden zweimal jährlich solche Seminare abgehalten, mit dem Ergebnis, daß viele gute Mitglieder wieder aktiv wurden – selbst einige der derzeitigen Führungsbeamten der Gemeinde wurden auf diese Weise gewonnen. Bruder Skidmore setzt nun als Bischof der Gemeinde die Arbeit fort. Don Bradley, der selbst durch diese Seminare aktiviert wurde, ist jetzt Präsident des Ältestenkollegiums und führt das Kollegium in derselben Weise weiter.

Den Vater und die Familie stark machen

„Vaterschaft ist Führerschaft, die bedeutendste Führerschaft", sagt Präsident Kimball in der Broschüre *Vater, achte auf deine Wege!*. „Es ist immer so

gewesen, und es wird immer so sein. Vater, mit der Hilfe, dem Rat und der Ermunterung Ihrer ewigen Gefährtin präsidieren Sie zu Hause. Es ist dabei nicht die Frage, wer von Ihnen beiden dazu würdiger oder befähigter ist, sondern es ist vielmehr eine Sache des Gesetzes und der Berufung."

Wenn die Väter bezüglich ihrer Verantwortung in der Familie geschult werden, ziehen sie daraus großen Nutzen, und dem MP-Kollegium obliegt es, für diese Schulung zu sorgen. Der Priestertumsunterricht befaßt sich regelmäßig mit Fragen der Familienführung, und die Kollegiumsführer in aller Welt werden sich immer mehr ihrer Verantwortung bewußt, ihre Kollegiumsmitglieder zu besseren Ehemännern und Vätern auszubilden.

Alan Baczuk war inaktives Mitglied eines Ältestenkollegiums der Gemeinde 1 in Auburn (Bundesstaat Washington), als sich die Kollegiumsführer und andere Gemeindemitglieder seiner annahmen und ihm halfen, als Vater Vorbild zu sein. Russell Sly und Lawrence Hartley freundeten sich mit ihm an und zeigten ihm, wie wichtig es ist, als Vater Vorbild und ein guter Führer zu sein. Sie sagten ihm, er könne im Ältestenkollegium mehr darüber lernen. Bruder Baczuk reagierte positiv, kam zu den Kollegiumsversammlungen und bemühte sich, ein Vorbild zu sein. Seine Söhne wurden später Adler-Pfadfinder und gingen auf Mission. Er selbst wurde Pfadfinderführer, Pfahlmissionspräsident, Bischof, und vor allem ein besserer Vater. Jetzt lehrt er die Brüder in seiner Gemeinde, wie wichtig es ist, ein vorbildlicher Vater zu sein.

Alan Grachan, Kollegiumspräsident in Littleton (Bundesstaat New Hampshire), konzentriert sich ebenfalls darauf, den Vätern zu helfen, daß sie für den Fortschritt ihrer Familie im Evangelium mehr tun. Er hält die Kollegiumsmitglieder an, regelmäßig mit allen in ihrer Familie zu sprechen, um sie beispielsweise auf Berufungen in der Kirche, auf eine Ordinierung im Priestertum oder auf den Abgang von der PV vorzubereiten. Als Kollegiumsführer bemüht er sich, bei der Heimlehrarbeit durch persönliche Priestertumsinterviews mit den Kollegiumsmitgliedern ein Beispiel zu setzen. Er fragt die Brüder nach ihrem Leben und nach ihren Schwierigkeiten und nach Möglichkeiten, wie er ihnen helfen kann.

Unter der Führung des Pfahlpräsidenten Richard Pitcher werden alle MP-Kollegien im Pfahl ermuntert, die Väter in ähnlicher Weise zu schulen.

Mit Hilfe des Leitfadens *Der Familienabend – Anregungen und Hilfsmittel* und anderer genehmigter Unterlagen sollen die MP-Kollegien ihren Unterricht und ergänzende Arbeitssitzungen auf folgende Themen abstimmen: (1) Wie mache ich einen besseren Familienabend? (2) Wie gestalte ich den Familienrat? (3) Regelmäßiges Familiengebet; (4) gegenseitige Unterstützung in der Ehe; (5) Disziplin in der Familie; (6) Kommunikation in der Familie; (7) Freizeitgestaltung mit der Familie; (8) regelmäßiges Schriftstudium in der Familie; (9) persönliche Unterredungen mit den Kindern. Anstrengungen in diesen Punkten zahlen sich aus und machen nicht nur die Familie, sondern letztlich auch das Kollegium, die Gemeinde und den Pfahl stark.

Missionsarbeit

Die Priestertumsträger befassen sich mit mehreren Aspekten der Missionsarbeit: (1) Sie gehen auf Vollzeitmission. (2) Sie betreuen Außenstehende, damit sie bereit sind, sich mit dem Evangelium zu beschäftigen. (3) Sie bereiten ihre Kinder – besonders ihre Söhne – auf eine Mission vor. (4) Sie unterstützen die Missionsarbeit finanziell.

Alle Mitglieder der Kirche sind für die Missionsarbeit verantwortlich (siehe LuB 88:81). Die Priestertumsträger und ihre Kollegien sind besonders beauftragt, hierin zu führen. Die Siebziger, die Hohen Priester und die Ältesten teilen sich die Verantwortung und helfen einander in organisierter Weise, diesen heiligen Auftrag zu erfüllen.

Präsident Chang Suen Kim vom Pfahl Seoul-Korea-West legt besonderen Wert darauf, daß die MP-Kollegiumsführer ihren Teil der Missionsarbeit tun. Er konzentriert sich auf die Rolle des Pfahl-MP-Komitees bei der Schulung der Kollegiumsführer. Das Komitee achtet darauf, daß die Kollegiumsführer ihre Arbeit gut planen und wirksam ausführen. Die Siebziger im Pfahl konnten ein gutes Verhältnis mit den Vollzeitmissionaren herstellen, indem sie sich regelmäßig mit ihnen trafen. Durch diese Zusammenarbeit sind viele Menschen bekehrt worden. Die Kollegien des Pfahls haben auch Aktivitäten zur Missionsvorbereitung veranstaltet, und so konnten dank gezielter Schulung und ständiger Schwerpunktsetzung viele junge Männer auf Vollzeitmission berufen werden.

Die Absicht, den einzelnen stark zu machen, liegt allen Programmen und Aktivitäten der Kirche zugrunde und wird in der Regel dadurch erreicht, daß man das Evangelium lehrt.

Unter der Leitung des schwedischen Pfahlpräsidenten Evert W. Perciwall und des Pfahlmissionspräsidenten Haken Palm haben die Führer der MP-Kollegien und andere Mitglieder des Pfahles Stockholm in der Ausstellungshalle im Zentrum von Stockholm ein einzigartiges Missionsprojekt durchgeführt. Sie organisierten eine hervorragende Ausstellung mit dem Titel „Schwedens Zukunft entsteht in den Familien". Es wurden Führungen veranstaltet und es gab professionell ausgeführte Schaubilder, die eine Evangeliumsbotschaft vermittelten. Örtliche Mitglieder betreuten die Ausstellung einen Monat lang täglich von 9 Uhr vormittags bis 9 Uhr abends. Schätzungsweise 12 000 Menschen haben die Ausstellung besucht, mit dem Resultat, daß viele ihre Anschrift hinterlegten und dann belehrt wurden.

Genealogie- und Tempelarbeit

Genealogie- und Tempelarbeit obliegen dem einzelnen und der Familie unter der Leitung des Familienoberhaupts. Die Kollegiumsführer organisieren Aktivitäten, die dem einzelnen und der Familie helfen, selbst die heiligen Handlungen des Tempels zu empfangen, sie auch ihren Vorfahren zugänglich zu machen und eine Lebens- und Familiengeschichte zu verfassen.

Die Hohenpriestergruppenleiter dienen im Gemeinde-PFK als Spezialisten für Genealogie- und Tempelarbeit. Pete Sorensen, ein solcher Gruppenleiter, hat eine gute Möglichkeit gefunden, die Hohen Priester und Mitglieder

Die Kollegiumsführer organisieren Aktivitäten, die dem einzelnen und der Familie helfen, selbst die heiligen Handlungen des Tempels zu empfangen und sie auch ihren Vorfahren zugänglich zu machen.

der Gemeinde Spring im Pfahl Houston-Texas-North zur Genealogiearbeit anzuregen. Er machte eine schriftliche Umfrage, um zu ermitteln, wieviel Genealogiearbeit jede Familie schon getan hatte und wo Hilfe gebraucht wurde. Von sechzig Befragten gaben nur zwei an, sie brauchten keine Hilfe. Bei Nachbereitungsgesprächen mit den Familien ermunterten Bruder Sorensen und seine Helfer die Mitglieder, sich Ziele zu setzen, und dann stellte man gemeinsam fest, was für Hilfe benötigt wurde. Sein Erfolgsrezept in der Genealogiearbeit des Priestertums ist individuelle Hilfe dort, wo sie gebraucht wird. Er plant auch Reden in der Abendmahlsversammlung, Firesides und Artikel für die Gemeindezeitung, um den Mitgliedern Anleitungen zu geben und Hilfe anzubieten.

Im Pfahl Idaho-Falls steht die genealogische Zweigbibliothek im Mittelpunkt der Genealogiearbeit. Unter der Leitung von Präsident Preston Brimhall hat sich der Pfahl schon vor Jahren zu einem forcierten Genealogieprogramm entschlossen.

Man richtete eine vom Hohenpriesterkollegium des Pfahls finanzierte Zweigbibliothek ein. Nachdem man die Mitglieder zur Genealogiearbeit ermuntert und zu Familienbesuchen in der Zweigbibliothek anregt hatte, kamen bis zu sechshundert Besucher pro Monat in die Bibliothek. Außerdem führte man eine Erhebung durch, um den Stand des Vier-Generationenprogramms zu ermitteln und herauszufinden, wer alles eine persönliche Lebensgeschichte schrieb. Die Heimlehrer wurden gebeten, die Familien zu fragen, wo sie Hilfe brauchten, und mit ihnen zur Bibliothek zu gehen, um einen Anfang zu machen. In den Kirchenversammlungen wird oft auf die genealogische Forschungsarbeit und auf Genealogie- und Tempelarbeit hingewiesen.

In einem einzigen Monat – im März 1983 – vollzogen die Mitglieder einer Gemeinde im Osten der USA 941 heilige Handlungen im Tempel in Washington, der über 600 Kilometer entfernt ist. Jeder in der Gemeinde, der einen Tempelschein hat, wurde ermuntert, regelmäßig davon Gebrauch zu machen, und die Arbeit für die Toten wurde dadurch erheblich gesteigert.



Ein Priestertumskollegium reparierte das Haus einer alleinstehenden Mutter. Der Sohn der Frau arbeitete mit und lernte, wie man die nötigen Arbeiten selbst durchführt.

Der Familie helfen, ihre materiellen Bedürfnisse zu erfüllen

Die Priestertumskollegien unterweisen ihre Mitglieder, sich um gute Gesundheit und finanzielle Sicherheit zu bemühen sowie einen Jahresvorrat an Lebensmitteln, Kleidern und Brennstoffen anzulegen, und sie helfen ihnen dabei. Außerdem lehren sie die Mitglieder, selbständig zu sein und ihre Zeit, ihre Talente und ihre Mittel für die Kirche, das Gemeinwesen und zur Unterstützung von Bedürftigen einzusetzen. Zu den weiteren Aufgaben der Kollegiumsführer gehört es, Vorsorge zu lehren und Mitgliedern, die Rückschläge erlitten haben, wieder auf die Beine zu helfen.

In der Gemeinde Columbus-Westerville (US-Bundesstaat Ohio) veranstaltete der Präsident des Ältestenkollegiums für die Ältesten eine Fireside zum Thema „Jahresvorrat". Er richtete an alle Teilnehmer die Aufforderung, bis zum Jahresende, das noch mehrere Monate weit weg war, einen Jahresvorrat anzulegen. Dann machte er sich an die Arbeit, um den Brüdern dabei zu helfen – durch liebevolle Ermunterung und eigenes Beispiel. Der Vorrat vieler Familien wuchs in diesen Monaten sehr.

Bill Myers, der Präsident des Älte-

stenkollegiums von Bloomington im Bundesstaat Illinois, konzentriert sich auf Dienstprojekte für Bedürftige. Gemeinsam mit den anderen Brüdern im Kollegium half er einer alleinstehenden Schwester, die durch eine Schulterverletzung arbeitsunfähig geworden war, indem sie ihr Haus neu deckten und andere Reparaturarbeiten durchführten.

Darvel Allred, der Gruppenleiter der Hohen Priester in der Gemeinde 3 von Upland in Kalifornien plant für seine Gruppe monatlich ein Dienstprojekt. Ihm geht es darum, den Leuten zu zeigen, wie man sich selbst hilft. Bei einem typischen Projekt führten die Brüder am Haus einer alleinstehenden Mutter Reparaturen durch, wobei die kleinen Söhne der Frau mitarbeiteten und die Arbeiten selbst ausführen lernten.

Immer über die Kirche wachen

Schon in den frühen Tagen der Kirche hat der Herr den Priestertumsträgern den Auftrag gegeben, „immer über die Gemeinde zu wachen und bei den Mitgliedern zu sein und sie zu stärken" (LuB 20:53). Als die Kirche ins Salzseetal kam, geschah dies durch sogenannte Blocklehrer. Später gab es die Gemeindelehrer, und heute ist das Heimlehren das wichtigste Instrument, um diesen Auftrag des Herrn auszuführen.

Die Heimlehrarbeit wird von den MP-Kollegien auf Weisung des Bischofs ausgeführt. Zwei Priestertumsträger werden berufen, als Heimlehrer die ihnen zugewiesenen Familien regelmäßig zu besuchen. Sie vertreten den Kollegiumspräsidenten und den Bischof.

Die Priestertumsführer des Pfahles BYU 5 in Utah haben die Kollegien aufgefordert, öfters fünf bis sechs Minuten dauernde Schulungssitzungen durchzuführen, um die Heimlehrarbeit zu verbessern. Dabei werden Anregungen gegeben, wie die Heimlehrbotschaft vorzutragen ist, wie man feststellt, was eine Familie braucht, wie man einer Familie mit nur einem Elternteil helfen kann usw. „Ermunterung und neue Ideen haben sich als viel wirkungsvoller erwiesen als die ständige Erinnerung daran, wie viele Tage der Monat noch hat", berichtet der Pfahlpräsident Niles W. Herrod. „Wenn wir die Heimlehrer in unseren Studentenkollegien schulen können, werden sie später, wenn sie die Universität verlassen, in den Kollegien der Kirche weit bessere Heimlehrarbeit leisten."

Der Kollegiumspräsident Terry Lenahan stellte bei seiner Berufung fest, daß die Heimlehrarbeit in Woodstock (US-Bundesstaat Georgia) zu wünschen übrig ließ. Erst stellte er fest, für welche Familien sein Kollegium verantwortlich war. Dann stellte er aus Trägern des Melchisedekischen und des Aaronischen Priestertums drei Gruppen von Heimlehrern zusammen, die von ihm und seinen beiden Ratgebern beaufsichtigt wurden. Die Präsidentschaft konzentrierte sich auch auf sinnvolle Heimlehrunterredungen und auf sorgfältige Nachbereitung, und sie ermunterte jeden Heimlehrer persönlich. Die Heimlehrstatistik stieg von 40 Prozent auf 85 Prozent und noch weiter an. Gute Schulung und Unterredungen sind sein Geheimnis für eine bessere Heimlehrarbeit.

Oduvaldo Salvador Amato, der Präsident des Ältestenkollegiums der Gemeinde Aeroporto im Pfahl Sao-Paulo-Brasilien-West bemüht sich ebenfalls eifrig, die Heimlehrer in seinem Kollegium zu stärken. Als er berufen wurden, wurden nur 20 Prozent der Familien besucht. Er sorgte dafür, daß jede Familie Heimlehrer hatte und daß das Heimlehrberichtssystem besser funktionierte. Die erstaunliche Verbesserung der Heimlehrstatistik schreibt er „hauptsächlich besserer Planung in den Präsidentschaftssitzungen und der Gesamtaktivität des Kollegiums" zu. Präsident Amato bemüht sich auch sehr um die vielen Neubekehrten, die in sein Kollegium kommen. Bei Taufgottesdiensten ist er selbst oder einer seiner Ratgeber anwesend, und er sorgt dafür, daß jedes neue Mitglied sogleich Heimlehrer bekommt und mit jedem die *Heimlehrthemen für neue Mitglieder* durchgenommen werden.

Auch in der Gemeinde 3 in Dallas (Texas) funktioniert die Heimlehrarbeit gut. Monat für Monat arbeiten der HP-Gruppenleiter John Bertrand, der Siebziger-Gruppenleiter Paul Larsen und der Präsident des Ältestenkollegiums Vern Larmen zusammen, um fast 100 Prozent Heimlehrarbeit von guter Qualität zu erreichen. Die Brüder ermuntern ihre Heimlehrer, sich wirklich für die ihnen zugewiesenen Familien zu interessieren und schon Anfang des Monats mit der Arbeit anzufangen, damit noch für weitere Besuche Zeit bleibt; sie denken auch an Geburtstage und gehen für ihre Familien oft die „zweite Meile". Die Pfahlpräsidentschaft und der Hoherat gehen unter der Leitung des Pfahlpräsidenten Rulon Brough als Heimlehrer selbst mit gutem Beispiel voran. Außerdem werden die Heimlehrer durch regelmäßige Heimlehrinterviews motiviert und begeistert.

Schon in den frühen Tagen der Kirche hat der Herr den Priestertumsträgern den Auftrag gegeben, „immer über die Gemeinde zu wachen und bei den Mitgliedern zu sein und sie zu stärken".

Bei dieser Arbeit hängt viel davon ab, ob der einzelne Priestertumsträger eifrig ist und auf Grund persönlicher Würdigkeit die Macht des Priestertums zur Verfügung hat. Der Herr hat gesagt:

„Denn diejenigen, die treu sind, so daß sie diese zwei Priestertümer erlangen, von denen ich gesprochen habe, und ihre Berufung groß machen, werden vom Geist geheiligt, so daß sich ihr Körper erneuern wird.

Sie werden zu Söhnen Moses und Aarons und zu Nachkommen Abrahams; sie werden die Kirche und das Reich und die Auserwählten Gottes. . .

. . .darum wird [ihnen] alles gegeben werden, was mein Vater hat.

Und dies ist gemäß dem Eid und Bund, der zum Priestertum gehört." (LuB 84:33–34,38–39.)

Die Zukunft der Kirche hängt zu einem guten Teil von den Priestertumskollegien und ihrer Arbeit ab. Wenn alle Priestertumsträger den Sinn und Zweck des Kollegiums erkennen würden, so gäbe es sprunghaften Fortschritt. Wenn die Priestertumsträger gemeinsam mit vollkommener Brüderlichkeit und selbstlos auf geistige Ziele hinarbeiten, so sind ihre Möglichkeiten grenzenlos.

Die Macht Gottes, die dann durch sie wirkt, bringt allen Beteiligten unvorstellbare Segnungen. □

Sie ging in den Tempel

Mari Vawn Owens

Guillermina Juarez Martinez wollte in den Tempel gehen, um für sich das Endowment zu empfangen. Sie war vierundzwanzig, ledig und hatte nicht mehr lang zu leben. Guillermina litt an einer fortschreitenden Blutkrankheit, die so selten ist, daß es dafür noch keinen Namen gibt, und deren Opfer normalerweise das achtzehnte Lebensjahr nicht erreichen. Diese junge Frau hatte schon sechs Jahre länger um ihr Leben gekämpft.

„Ich möchte nicht, daß ich sterbe und dann ein Fremder die Tempelarbeit für mich tut. Ich will die Arbeit selbst machen", sagte sie. Als ihr Pfahlpräsident, Guillermo Torres Villalobos, von ihrem Wunsch, in den Tempel zu gehen, erfuhr, versprach er, ihr einen Tempelschein auszustellen.

Schon die Aussicht, in den Tempel zu gehen, bewirkte eine Besserung. Die Ärzte beobachteten ihren Fortschritt und schüttelten ungläubig den Kopf. Sie fanden keine Ursache für die Besserung und wollten sie die Reise zum Tempel nicht antreten lassen.

Der Bus des Pfahles Mexico-City-North sollte in der letzten Woche im Juli 1973 zum Arizona-Tempel abfahren. Guillermina betete weiter und ließ sich von Verwandten die Reisedokumente besorgen. Am Abreisetag lag sie noch immer im Krankenhaus. Entschlossen, diese einzige Gelegenheit nicht zu versäumen, setzte sie noch größeren Glauben auf den Herrn und bat die Ärzte noch einmal, sie doch mitfahren zu lassen. Schließlich waren sie bereit, Guillermina auf eigene Verantwortung aus der Klinik zu entlassen. Sie war einverstanden, weigerte sich aber, zu fliegen, wie es die Ärzte verlangt hatten – sie wollte zusammen mit den Heiligen reisen.

Hinten im Bus wurde ein Bett aufgestellt. Außerdem nahm sie einen Erste-Hilfe-Koffer und ein Sauerstoffgerät mit. Ein Arzt, eine Krankenschwester und ihre Mutter fuhren mit.

Unterwegs sang und scherzte sie mit den anderen und sah den kleinen Kindern beim Spielen zu. Sie spürte den guten Geist, der herrschte, und war glücklich, daß sie dabei war. Das Ziel, das unerreichbar gewirkt hatte, war nur noch eine Strecke Weges entfernt.

Da versagte kurz vor der Grenze der USA bei Nogales die Klimaanlage des Busses. Guillermina wurde immer schwächer, dann setzte ihr Atem aus. Die Frauen begannen zu weinen und beteten, daß sie lang genug leben möge, um noch in den Tempel gehen zu können. Der Arzt stellte fest, daß das Herz noch schwach schlug. Die drei Bischöfe im Bus gaben ihr einen Krankensegen, und plötzlich kam sie wieder zu sich.

Als der Bus Mesa in Arizona erreichte, wurde sie untersucht, und die Ärzte bestanden darauf, daß sie nur eine einzige Session besuchte. Man erwartete, daß sie nicht länger leben würde. Doch die Verwirklichung des Traums, die so unmöglich erschienen war, lag nun in greifbarer Nähe und sollte sich am nächsten Morgen erfüllen.

Als Guillermina, ganz in Weiß gekleidet und mit glühenden Wangen, den Tempel betrat, ging mit ihr eine Veränderung vor. Sie war aufmerksam und hellwach; und jetzt, da sie alle Hindernisse überwunden hatte, konnte sie mit ihrem eigenen ausgezehrten Körper alles tun, was sie nicht von anderen verrichten lassen wollte.

Alle, die der Session beiwohnten, beobachteten sie. Nach der ersten Session war sie zwar erschöpft, aber so glücklich, daß sie bat, auch zur nächsten blei-



ben zu dürfen. Die Ärzte untersuchten sie wieder und gestatteten ihr zu bleiben. Das wiederholte sich während der nächsten drei Tage nach jeder Session. Sie besuchte insgesamt neun Sessionen und hatte keine einzige ausgelassen.

Alle wunderten sich, daß ihr Gesundheitszustand sich nicht verschlechterte. Anstatt langsam zu sterben, spürte sie neues Leben.

Nach der Heimkehr kehrte Guillermina sofort wie versprochen in das Militärspital zurück. Die Ärzte konnten nicht fassen, was geschehen war. Ihr Zustand hatte sich so sehr gebessert, daß sie nach zwei Tagen entlassen wurde, um zu Hause ein normales Leben zu beginnen.

Gestärkt durch ihre Bündnisse mit dem Herrn, hatte sie genügend Kraft, um eine PV-Klasse zu unterrichten und gemeinsam mit den anderen jungen Frauen an den Aktivitäten der Kirche teilzunehmen. Auch heute noch kann die Krankheit sie jeden Tag das Leben kosten, doch fühlt sie sich bereit zu sterben. Und ihr Glaube an die Weisheit des Herrn und an seine grenzenlose Sorge für seine Kinder ist stärker denn je. □

Mary Vawn Owen ist Schriftstellerin und Mutter von fünf Kindern. Sie arbeitet in der Kirche als Besuchslehrerin.

Illustriert von Jerry Thompson

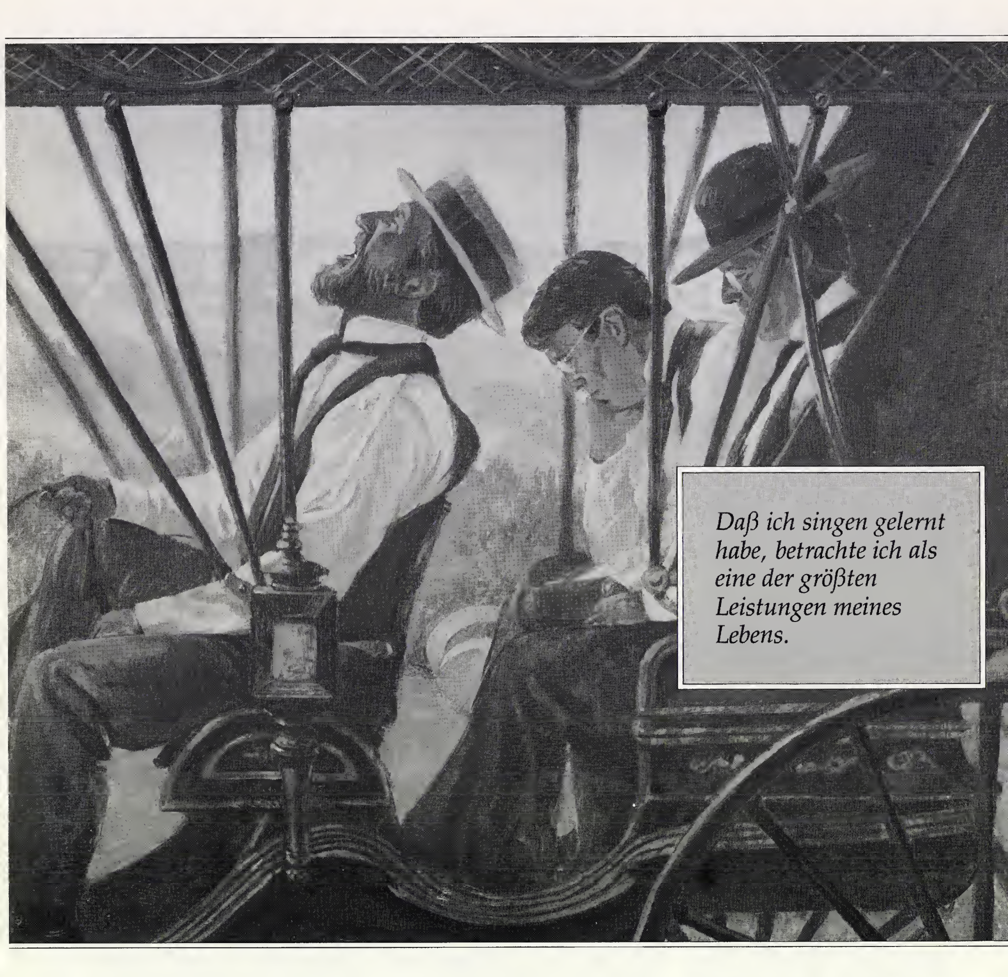


„Ich habe singen gelernt"

Joan Oviatt

Präsident Heber J. Grants Anstrengung, die Lieder Zions singen zu lernen

„Da ich vermute, daß es eine Anzahl Menschen gibt, die nie gesungen haben und aus einer Schilderung meiner Anstrengungen Nutzen ziehen können, habe ich mich zu einem Bericht über das Erlebte entschlossen." So schrieb Heber J. Grant im Jahr 1900 in der Zeitschrift *Improvement Era*.[1] Während der ganzen 36 Jahre, die er im Kollegium der Zwölf diente, und während seiner 26jährigen Amtszeit als Präsident der Kirche war Heber J. Grant immer ein Vorbild an Ausdauer und den



Heiligen eine ständige Ermunterung zu singen.

Er zitierte oft eine seiner Lieblingsschriftstellen, nämlich ‚Lehre und Bündnisse' 25:12: „Denn meine Seele erfreut sich am Lied des Herzens; ja, das Lied der Rechtschaffenen ist ein Gebet zu mir, und es wird ihnen mit einer Segnung auf ihr Haupt beantwortet werden." Für ihn aber war es ein Kampf und eine Herausforderung, das „Lied des Herzens" zu singen.

Präsident Grant berichtet selbst: „Ich habe alle Tage meines Lebens sehr gern gesungen. Als ich ein kleiner Junge von zehn Jahren war, ging ich zum Gesangsunterricht, und der Professor sagte, ich würde es niemals lernen." Von da an bis zum Mannesalter von über dreißig Jahren bemühte sich Heber J. Grant immer und immer wieder, eine Melodie zu singen – vergeblich. Scherzend sagte er einmal: „Ich habe mir die Hand lesen lassen, und der Handleser sagte, ich könne singen, aber er wolle 50 Kilometer weit weg sein, wenn ich es täte. Ich übte einmal im Templetonhaus singen, und zwar in einem Zimmer, das neben einer Zahnarztpraxis lag. Die Leute auf dem Korridor meinten, da würde jemandem ein Zahn gezogen."[2]

Einmal sprach Präsident Grant auf der Generalkonferenz über die Beliebtheit seiner Stimme: „Viele meiner Freunde kommen zu mir und flehen mich an, nicht zu singen. . . Einer meiner Mitapostel hat gesagt: ‚Heber, tritt ein, aber sing nicht!'. . . Bei unseren

Auf einer Fahrt nach Arizona fragte Elder Grant seine Begleiter, ob sie etwas dagegen hatten, wenn er im Lauf des Tages hundert Lieder sang. Nach dem vierzigsten Lied meinten sie, sie würden die restlichen sechzig nicht ohne Nervenzusammenbruch überstehen.

Versammlungen im Tempel sagen die Brüder: ,Das ist genauso unmöglich, wie es für Bruder Grant unmöglich ist, ein Lied zu singen', und damit ist die Sache entschieden. Jedem ist dann klar, daß es sich um ein Ding der Unmöglichkeit handelt."[3]

Aber anstatt aufzugeben, machte Elder Grant weiter. Er beschreibt sein starkes Sehnen nach der „Gottesgabe":

„Alle Tage meines Lebens habe ich mich bemüht, das Lied ,O mein Vater' zu singen, das Schwester Eliza R. Snow geschrieben hat. Als ich noch klein war, hat sich außer meiner eigenen Mutter keine Frau so sehr um mich gekümmert, mich so mütterlich beraten und mich so geliebt wie Schwester Snow. Ich liebte sie von ganzem Herzen und mochte auch ihr Lied ,O mein Vater' so gern. Ich sagte zu Bruder Horace S. Ensign, daß ich bereit wäre, vier bis fünf Monate von meiner Freizeit zu opfern, wenn ich nur dieses eine Lied singen lernen könnte. Er meinte, mit der nötigen Ausdauer könne jeder singen lernen. Und so schlug ich vor, wir sollten uns zusammensetzen und meinen ersten zweistündigen Unterricht über dieses Lied beginnen. Ich nehme heute noch Unterricht, und ich habe dieses Lied bis zu 115 mal am Tag gesungen."[4]

Elder Grant berichtete: „Als einer der leitenden Beamten der Kirche mich singen hörte, kurz nachdem ich zu üben begonnen hatte, bemerkte er, mein Gesang erinnere ihn sehr an die Dichtkunst des verstorbenen Apostels Orson Pratt, die so klang, als sei sie aus Brettern gesägt."[5] Dann wieder hänselte man ihn, er habe eine Stimme „wie ein Palisadenzaun".

Auf einer Fahrt nach Arizona fragte Elder Grant seine Begleiter Rudger Clawson und J. Golden Kimball, ob sie etwas dagegen hätten, wenn er im Lauf des Tages 100 Lieder sänge. „Sie faßten es als Witz auf", erzählte er, „und versicherten mir, es würde ihnen ein Vergnügen sein. Wir waren von Holbrook nach St. Johns unterwegs, das sind ungefähr 100 Kilometer. Nach dem vierzigsten Lied meinten sie, sie würden die restlichen sechzig nicht ohne Nervenzusammenbruch überstehen." Elder Grant kümmerte sich nicht um ihr Flehen, sondern „nahm sie beim Wort und sang alle hundert„[6]. Bei der Konferenz, die sie in Snowflake besuchten, wollte Elder Grant das Lied „O mein Vater" singen, jedoch: „Ich kam nur bis zum ,O', und selbst das war falsch."[7]

Nach seinem Fiasko in Arizona war sein Entschluß nur noch stärker. Er sang tatsächlich oft 100 Lieder am Tag. „Und nach zwei, drei Monaten waren ich und Bruder Ensign so sicher, daß ich ,O mein Vater' und ,Gott wirket oft geheimnisvoll' singen könne, daß ich bei einer Sonntagsschulkonferenz in unserem großen Tabernakel freiwillig vor 10000 Anwesenden ,O mein Vater' sang. Das Haus war vollbesetzt, und manche Leute mußten stehen."[8]

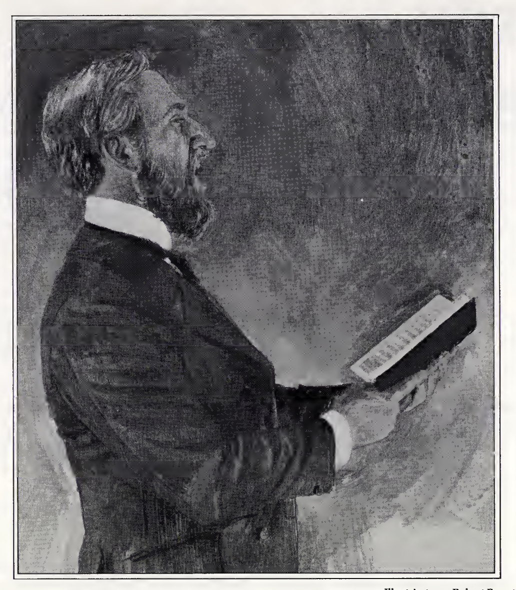
Elder Grant hatte an diesem Abend Lampenfieber und war sehr nervös. Er sagte: „Ich hoffte, den jungen Leuten ein praktisches Beispiel vorzuführen und sie zu ermuntern, daß sie singen lernten. Es ging daneben, denn ich konnte in beinahe keiner einzigen Strophe die Stimme halten, und anstatt die jungen Leute zu ermuntern, habe ich sie wahrscheinlich abgeschreckt."[9] Vor der Versammlung hatte er das Lied schon viele Male fehlerfrei gesungen, doch das große Publikum hatte ihm Furcht eingeflößt, so daß ihm die Stimme versagte. Er konnte nicht zur Begleitung singen, sondern hielt mitten in dem Lied inne und gestand scherzend ein, er wisse, daß er falsch singe. Im Publikum gab es viel unterdrückte Heiterkeit über diese Untertreibung. Elder Grant bat, die Begleitung in einer anderen Tonart zu spielen, und machte weiter, bis er alle vier Strophen gesungen hatte. „Dann gab ich zu, daß mir wohl bewußt sei, daß ich dieses Lied nicht richtig gesungen habe – die Anwesenden hatten fast die ganze Zeit gelacht –, kündigte aber an, daß ich es wieder singen würde und es auch bei künftigen Konferenzen so oft singen würde, bis ich es fehlerlos schaffte."[10]

Trotz seiner guten Absicht und trotz dem Versuch, die peinliche Situation mit Humor zu tragen, war er traurig und mußte sich Reaktionen anhören, die ihn schmerzten. „Als ich nach dem ersten Versuch, im Tabernakel zu singen, nach Hause kam, sagte meine Tochter Lucy: ,Papa, als du gesungen hast, mußte ich lachen, um nicht zu weinen – ich habe mich deiner so geschämt.'"[11]

Auch von Brigadegeneral Richard W. Young, seinem besten Freund, bekam er einen Brief: „Ich gebe zu, daß das, was du sagen wolltest, gut war, nämlich: *Wenn du singen lernen kannst, gibt es nichts, was einen entmutigen müßte.* Doch die Tatsache, daß der Erfolg letztlich nur zu erreichen ist, indem man bis zur Lächerlichkeit geht, macht das Vorhaben schwierig und heikel, besonders für einen Apostel, der es sich zum Unterschied vom gewöhnlichen Möchtegernmusiker nicht leisten kann, seine Stimme auf Kosten seines Rufes als vernünftiger Mann zu kultivieren."[12]

Aber trotz des gewaltigen Fehlschlages und trotz der Kritik von seiten der Familie und seiner Freunde ließ sich Elder Grant nicht entmutigen: „Das bestärkt mich nur in meinem Entschluß, singen zu lernen", sagte er.[13]

Kurz danach besuchte er eine Abendgesellschaft. „Einer der Anwesenden bat mich, das Lied ,O mein Vater' zu singen, und im selben Moment bat jemand, ich möge doch ,Gott wirket oft geheimnisvoll' singen. Ich bat Schwester Snow, mich auf dem Klavier zu begleiten. . . Sie hatte mitgehört, wie man mich gebeten hatte, ,O mein Vater' zu singen, und ich hatte die andere Bitte gehört. Sie spielte ,O mein Vater', wäh-



Illustriert von Robert Barrett

rend ich ‚Gott wirket oft geheimnisvoll' sang. Zum Glück sind die ersten drei Noten dieser beiden Lieder gleich; Schwester Snow merkte, was ich tat, spielte ‚Gott wirket oft geheimnisvoll' weiter, und wir schafften es ganz gut."[14]

Er hatte seine Nervosität, wenn er vor dem Publikum stand, noch immer nicht überwunden, doch wußte er, daß er Fortschritt machte und seinem Ziel näherkam. „Als ich anfing, singen zu lernen, verunglückte ich fast in jeder Zeile und merkte es gar nicht", sagte er. „Soviel habe ich gelernt, daß ich nun merke, wenn ich falsch singe."[15] Er übte ständig und lernte als Hilfe die Töne des Klaviers. „Als ich damit anfing", schrieb er, „schlug ich oft eine Taste an, sang aber einen ganz anderen Ton dazu und merkte den Unterschied nicht. Heute nimmt mein Ohr so einen Fehler wahr, was deutlich zeigt, daß meine musikalische Taubheit langsam verschwindet."[16] „Ich brauche nur mehr ein Zehntel der Zeit, die ich am Anfang brauchte, um ein Lied zu lernen", berichtete er befriedigt.[17]

Als Elder Grant dreiundvierzig Jahre alt war, traf er zufällig in einem Gemeindehaus mit Professor Charles J. Thomas zusammen, dem Musiklehrer, der ihm in seiner Kindheit gesagt hatte, er würde niemals singen lernen. Elder Grant sprach ihn an und sagte ihm, er habe es inzwischen doch gelernt. „Ich kann zwar nicht die Tonleiter singen – do, re, mi, fa, so, la, ti, do –, denn ich habe es erst heute morgen erfolglos eine Stunde lang gemeinsam mit meiner Frau probiert", sagte er. „Aber ich kann zwei Lieder."

„Ich glaube kein Wort davon", war die Antwort.

Und so erbrachte Elder Grant den Beweis: „Wir gingen in eine Ecke des Gemeindehauses, und ich sang ihm leise alle sechs Strophen des Liedes ‚Gott wirket oft geheimnisvoll' vor. Als ich fertig war, meinte er, das sei unbegreiflich: Ich hätte nicht eine einzige Note falsch gesungen. Ich versicherte ihm, ich hätte es begriffen und das Lied wahrscheinlich nicht weniger als fünftausendmal geübt, bis ich es konnte. Sofort bat er mich, im Tempelchor mitzusingen, den er damals leitete. Ich tat es und sang mehrere Jahre im Tempelchor."[18]

Präsident Grant sagte über seine jahrelangen Bemühungen: „Mehr als einmal habe ich bewiesen, daß ‚das, was man beständig tut, leichter wird; nicht daß sich die Natur der Sache ändert, sondern unsere Fähigkeit, es zu tun, nimmt zu.' Ich tat es, indem ich zwei Stunden lang ein Lied übte und es dann öffentlich fehlerfrei sang. Heute kann ich über zweihundert Lieder... Daß ich singen gelernt habe, betrachte ich als eine der größten Leistungen meines Lebens."[19] „Niemand weiß, wieviel Freude es mir bereitet hat, im Tabernakel und anderswo zu stehen und mitzusingen, denn früher ärgerte es mich unsäglich, wenn ich es vergeblich versuchte; ich habe nämlich die Texte der Zionslieder sehr gern."[20] □

Joan Oviatt ist freie Schriftstellerin und wohnt in der Gemeinde North 18 in Salt Lake City.

Fußnoten

1. Learning to Sing", *Improvement Era*, III, (Oktober 1900), Seite 886.
2. Conference Report, April 1900, Seite 61.
3. Conference Report, April 1901, Seite 63.
4. Conference Report, April 1900, Seite 61.
5. „Learning to Sing", Seite 887.
6. Ebd., Seite 889.
7. Conference Report, April 1900, Seite 61.
8. „How I Learned to Sing", Neudruck aus *In The Native American*, Seite 3.
9. „Learning to Sing", Seite 888.
10. „How I Learned to Sing", Seite 3.
11. Ebd.
12. „Learning to Sing", Seite 3.
13. Ebd., Seite 887.
14. Conference Report, April 1901, Seite 63.
15. Conference Report, April 1900, Seite 62.
16. „Learning to Sing", Seite 890.
17. Ebd., Seite 889.
18. „How I Learned to Sing", Seite 3.
19. Ebd., Seite 5.
20. Conference Report, April 1901, Seite 63.

Ein reiferer Jünger sein

Karen Lynn Davidson

Jahrelang hatte mich der Text eines unserer Kirchenlieder gestört, in dem es heißt, wir seien Schuldner des Herrn und ihm wegen seiner Gnade zu täglichem Dank verpflichtet. „Wie in aller Welt ist dieser protestantische Text in unser Liederbuch gekommen?" dachte ich. „Ich tu ja, was ich soll, und bin dem Herrn nichts schuldig."

Ich zog es vor, meine Errettung als meine alleinige Verantwortung aufzufassen, als Folge meiner guten Taten. Irgendwie war es leichter, nur auf mich selbst angewiesen zu sein als auf den Vater im Himmel, und die Vorstellung einer Errettung durch gute Werke paßte gut in meine Erfahrungswelt. Wenn ich als Kind brav war, erntete ich die Zustimmung und Belohnung meiner Eltern; wenn ich mich falsch verhielt, machte ich sie unglücklich und wurde bestraft. Dann lernte ich Begriffe kennen wie Kauf, Tausch, Verpflichtung, Garantie und Vertrag, und ich verstand, daß alles seinen Preis hat. Leider übertrug ich dies auch auf die Errettung.

Ganz abwegig ist dieser Gedankengang nicht – ich muß ja tatsächlich meinen Teil tun. Ich aber hatte den ganzen ewigen Plan auf einen irdischen Vertrag reduziert. In meiner Überheblichkeit hatte ich mir den himmlischen Vater wie einen Krämer vorgestellt, der mir die gewünschte Ware geben muß, wenn ich mein Geld auf den Tisch lege, oder wie den Leiter eines göttlichen Verhaltenstrainingsprogramms, der mir mein Diplom geben muß, sobald ich genügend Punkte gesammelt habe. Im Lauf der Jahre mußte ich aber erkennen, wie beschränkt diese Einstellung war. Das System, das ich mir vorgestellt hatte, gibt es in Wirklichkeit nicht. Eine Punkteliste mag zwar leicht zu handhaben sein, und sie bietet einem auch einen guten Überblick, doch in meinem Fall hatte sie verhindert, daß ich das Evangelium in seiner ganzen Schönheit und Kraft erkannte. Ich bekam dadurch auch das falsche Gefühl, alles in der Hand zu haben, alles allein zu schaffen.

Meine Musikschüler sind ein Beispiel dafür, wie sehr man durch eine Punkteliste eingeschränkt werden kann. Ich unterrichte jeden Nachmittag zwei bis drei Violinschüler. Sie sind noch so klein, daß es ihnen schwerfällt, sich jeden Tag zum Üben durchzuringen. Im gegenwärtigen Stadium üben sie sozusagen nur nach Vorschrift: Wieviel muß ich tun, damit alles erledigt ist und ich wieder aufhören kann? Ich wäre gern idealistisch und antwortete am liebsten: Übt, weil es euch Spaß macht, und hört auf, wenn ihr meint, ihr habt euch genügend verbessert. Aber natürlich weiß ich, daß es so nicht geht. Violinklänge sind für den Anfänger nicht immer schön, und wenn überhaupt geübt werden soll, dann muß ich mit meinen Schülern genau vereinbaren, was zu tun ist und was auf die Punkteliste kommt.

Normalerweise muß ich beispielsweise sagen: „Die ersten fünf Minuten wiederholst du alte Stücke, dann übst du fünf Minuten Läufe, dann fünf Minuten Tonleitern. Zum Schluß hast du noch zehn Minuten für leichte Stücke, dann sind die dreißig Minuten um, und du kannst einen Haken ins Notizbuch machen."

Aber natürlich spiegeln Stoppuhr und Häkchen im Notizbuch nicht die Einstellung eines Musikers wider. Wenn mein kleiner Geiger nicht über die tägliche Pflichtübung hinauskommt, bleibt er ein ewiger Schüler. Der Fortschritt kommt normalerweise mit kleinen Schritten. Eines Tages wird es ihm wirklich Spaß machen, seine Stücke zu spielen, und wenn er dann auf die Uhr schaut, wird er merken, da er ganze fünf Minuten länger geübt hat! Seine erste Reaktion wird sein, daß er diese fünf Minuten beim nächsten Mal abzieht, denn der Gedanke, daß man mehr tun könnte als das absolute Minimum, ist ihm völlig neu. Wenn er aber weiterhin Freude an der Musik selbst hat und vergißt, daß Üben Pflicht ist, so wird aus ihm nach und nach ein Musiker werden.

In irgendeinem Bereich des Lebens hat fast jeder schon einen solchen Wendepunkt erlebt, wenn die Prüfliste, die Vorschrift oder die Pflicht von höherer Motivation oder von Lust und Liebe abgelöst wird. Eine Frau, die sich entschließt, körperlich fit zu werden, muß sich wahrscheinlich am Anfang dazu zwingen, daß sie joggt und ein Fitneßprogramm einhält. Aber ihr Ziel dürfte sie erst erreichen, wenn sie an dem, was sie tut, Freude findet und dadurch frei wird, über die vorgeschriebene Routine hinaus Leistungen zu erbringen, die sie sich nie erträumt hätte.

Und wie bei der Musik und beim Sport so ist es auch beim Evangelium. Solange wir unsere Prüflistenmentalität nicht überwinden, solange erleben wir auch nicht die Freude, die man findet, wenn man aus Liebe zu Gott und seiner Rechtschaffenheit dient.

Diese Fähigkeit, über meine Prüfliste hinauszugehen, ist eine der Folgen meines Gnadenverständnisses, das ich erlangte, indem ich Schriftstellen und Reden von Generalautoritäten über die Transzendenz und die Notwendigkeit der Gnade studierte. Ich fing an, die großen Gaben des Erretters – Liebe und Errettung – zu begreifen, und in der Folge wurde meine Seele von Liebe erfüllt, so daß ich über meine Prüflistenmentalität hinauswuchs und Jesus freudig und kreativ nachfolgen konnte.

Besonders hilfreich war die Erinnerung des Königs Benjamin daran, daß nichts, was ich auf Erden tun kann – absolut nichts –, für mich bewirkt, was Jesus allein durch sein Sühnopfer für mich getan hat. Ich begriff wie nie zuvor die Liebe und Vergebung, die er mir anbietet, nachdem ich mich immer wieder angestrengt und dann doch Fehler gemacht habe. (Siehe Mosia 2:21.) Selbst wenn ich alle Gebote hielte, könnte mich das nicht erretten oder mir die Liebe und Vergebung erkaufen, die mir Gott Vater durch die Sühne des Erretters so großzügig gibt. Diese Erkenntnis von der Gnade des Erretters und das Bewußtsein, daß ich ihm voller Freude nachfolgen kann und muß, hat mir viel Segen gebracht.

Die unmittelbarste Folge war vielleicht, daß ich meine eigenen Fehler und die Fehler anderer weniger hart verurteilte und mich davon nicht so leicht entmutigen ließ. Einer Freundin von mir war der Wert der Sühne bewußt geworden, und sie beschreibt das Gefühl des Freiseins von einer Überlast an Schuld und Selbstkritik mit folgendem Vergleich:

„Ich kann nicht sehr gut maschineschreiben und tue es auch nicht gern, denn jeder Fehler bedeutete, daß ich entweder die Seite neu beginnen oder mit einer Korrekturflüssigkeit arbeiten mußte. Trotz des großen Aufwandes und der Verzögerung ließen die Tippfehler immer noch jeden erkennen, daß ich eine hoffnungslose Stenotypistin bin.

Doch dann tauschte ich meine alte Schreibmaschine gegen eine mit automatischer Korrekturtaste ein. Diese Taste ist eine herrliche Erfindung! Und es ist eigentlich paradox, wie sich das auf meine Fingerfertigkeit ausgewirkt hat. Mit der alten Schreibmaschine hatte ich in ständiger Angst vor Tippfehlern gelebt, da jede Korrektur so umständlich und doch so wirkungslos war. Diese Verkrampfung ließ mich nicht weniger, sondern mehr Fehler machen. Jetzt, wo ich weiß, daß das Korrekturband meiner neuen Schreibmaschine jeden Fehler spurlos verschwinden läßt, stelle ich fest, daß ich viel schneller und genauer tippe als je zuvor."

Bezüglich ihres geistigen Fortschritts hatte ihr vermehrter Glaube an die Sühne etwas Ähnliches bewirkt: ihre Fehler lähmten und deprimierten sie nicht mehr. Und auch ich fühle mich



nicht mehr von meinen Fehlern und Unzulänglichkeiten niedergedrückt. Mir ist bewußt, daß meine Anstrengungen, vollkommen zu werden (siehe Matthäus 5:48), vernachlässigbar gering sind, wenn man sie neben das Beispiel unsere Herrn Jesus Christus stellt; und doch überbrückt die Gnade, dank seinem Sühnopfer, die Kluft. Meine Fehler müssen nicht das Ende meiner Hoffnung bedeuten. Die Erkenntnis, daß die Gnade trotz meiner Fehler für mich wirkt, erfüllt mich mit Ehrfurcht und Dankbarkeit.

Meine zunehmende Dankbarkeit für die Gnade nimmt mir auch den Stolz, den ich früher empfand, wenn ich meine guten Werke betrachtete. Ich habe in der Kirche nicht viel über Stolz reden hören, doch bestimmt trifft diese Bezeichnung auf das Gefühl zu, das mich jedesmal überfällt, wenn ich das Verlangen habe, die Liste mit den abgehakten Geboten zur Hand zu nehmen, sie anderen vorzuhalten oder dem Herrn als Bezahlung für eine erwünschte Segnung zu präsentieren. Wer bin ich, daß ich mich unterfangen dürfte, den Herrn durch meinen Gehorsam zu verpflichten oder ihm Weisung zu geben? Ist nicht alles, was ich habe, von ihm, wie König Benjamin sagt? Hat er mir nicht alles verheißen? Selbst meine größten Anstrengungen sind dieser Gabe nicht würdig.

Der größte Segen, den ich durch meine neue Einsicht empfangen habe, ist vielleicht, daß ich imstande bin, die Prüfliste fortzuwerfen und dem Herrn einfach deshalb zu dienen, weil ich ihn liebe und ihm dankbar bin. Diese Art von Motivation wirft auf das gelebte Evangelium ganz neues Licht. Einem Heimlehrer, der den Herrn und die Familien, die er betreut, wirklich liebt, geht es nicht darum, daß er auf seiner Prüfliste 100 Prozent Heimlehren abhaken kann. Vielmehr bemüht er sich großzügig und barmherzig, auf seine Familien einzugehen, und die 100 Prozent ergeben sich ganz von selbst.

In der Familie zeigt sich womöglich noch deutlicher, wie wertvoll es ist, daß man lernt, aus Liebe zu dienen. Ein Mann, der dazu beiträgt, daß seine Frau glücklich ist und sich entwickelt, ist nicht zum Musterehemann geworden, indem er täglich seine „Sieben Regeln für den Musterehemann" abgehakt hat, sondern er hat liebevoll und gebeterfüllt nach Möglichkeiten Ausschau gehalten, auf seine Frau einzuge-

hen. Eine Frau, die sich bemüht, eine gute Ehefrau zu sein, kann ihre eigene Absicht vereiteln, wenn sie nicht mehr unternimmt, als irgendein vorgegebenes Muster nachzuahmen. Vielmehr sind es ihre Gebete, ihre von der Liebe zu ihrer Familie motivierten sorgfältigen Überlegungen, die es ihr ermöglichen, ihre Rolle in einer möglicherweise sehr persönlichen Weise auszufüllen.

Ich zähle es zu den größten Segnungen meines Lebens, daß in meiner Familie selten jemand mitrechnet, was er einem anderen an Dank oder Gefälligkeiten (oder an Einladungen und Telefonanrufen) „schuldet". Wir erwarten selten eine Gefälligkeit oder ein Geschenk als Gegenleistung für etwas, was ein anderer bekommen hat, damit alles „gerecht" ist. Wir geben nicht nur, um einen gerechten Lohn dafür zu bekommen. Wir geben, weil wir einander lieben und einander dienen. Jeder fühlt sich für das Glücklichsein und Wohlbefinden der anderen verantwortlich. Ich will nicht sagen, daß Regeln, Listen und feste Verhaltensweisen wertlos sind; eine Art Fragebogen kann ganz nützlich sein, um einen an etwas zu erinnern oder um einen Anfang zu setzen. Doch die eigentliche Aufgabe, ein guter Vater, eine gute Mutter, ein guter Ehepartner oder Christ zu sein, erfordert soviel Beweglichkeit, Spontaneität und Kreativität, daß eine Liste nicht mehr als ein Hinweis auf das sein kann, was wirklich zu tun ist. Wenn wir unsere Prüflistenmentalität überwinden, sind wir frei, über die Grenzen der Liste hinauszuwachsen.

Das gilt für alle Aspekte unseres Lebens, auch für unser Bestreben nach Erhöhung. Indem wir die Gaben der Gnade in größerem Maß annehmen, werden wir frei, können über das begrenzte Streben nach der eigenen Errettung hinausgehen und nehmen gern die zusätzlichen Aufgaben an, die der himmlische Vater für uns noch vorgesehen hat. Seine Gaben und seine Güte übersteigen alles, wozu wir selbst imstande sind – eine Erkenntnis, die mich mit Freude erfüllt. □

Karen Lynn Davidson ist Mitglied des Musikkomitees der Kirche und in der kalifornischen Gemeinde Glendale Lehrerin für „Kulturelle Entwicklung".

Die ehemals Bekehrten heilen

Marilyn Brick Taft

Überall entlang der kalifornischen Küste gibt es Naturschutzgebiete, wo Seeanemonen, Krabben und Seesterne vor den Menschen Ruhe haben. Strandwanderer dürfen hier die Meeresfauna und -flora im Watt zwar beobachten und bewundern, aber nicht anrühren.

Es gibt aber auch andere Strände, wo die Menschen mit den Kreaturen des Meeres viel direkter in Berührung kommen und Meerestiere, die die Brandung an den Strand wirft, eine leichte Beute für Sammler sind, die sie in bunte Plastikeimer voll Meerwasser sammeln und landeinwärts bringen, fort von ihrer natürlichen Umgebung.

Der Naturforscher Loren Eiseley hatte an einem dieser Strände ein Erlebnis, das zu einem in Amerika wohlbekannten Gleichnis über die Rettung und den Schutz von Leben geworden ist. Eines frühen Morgens beobachtete Eiseley einen einsamen Mann, der nach einem Sturm den Strand absuchte.

„Sammeln Sie Seesterne?" fragte Eiseley.

„Nur so", antwortete der Mann und schleuderte einen sich windenden Seestern weit hinaus aufs Meer. „Und nur lebende."

„Die Seesterne lassen sich leicht werfen", sagte er. „Man kann ihnen helfen."

Eiseley nannte diesen Mann, der kein gewöhnlicher Sammler war, den „Sternwerfer". Er wollte nur eines, nämlich die Seesterne vor souvenirbesessenen Touristen retten und für ihr Recht eintreten, wieder im Meer zu schwimmen.

Eine der wichtigsten Aufgaben eines Nachfolgers Christi besteht darin, Leben zu retten – Menschen zu suchen und zu bergen, die um geistiges Überleben kämpfen. An unseren Stränden gibt es in einem sehr wirklichen Sinne Schiffbrüchige. Manche sind über Bord gegangen, haben das Evangelium verlassen oder gingen auf andere Weise verloren. Das sind die verlorenen Schafe, die verlorenen Münzen im Gleichnis des Erretters. Wir finden sie in unseren Gemeinden und Pfählen, in der



Nachbarschaft und vielleicht im engsten Freundeskreis. Es sind ehemals Bekehrte, die abgefallen sind.

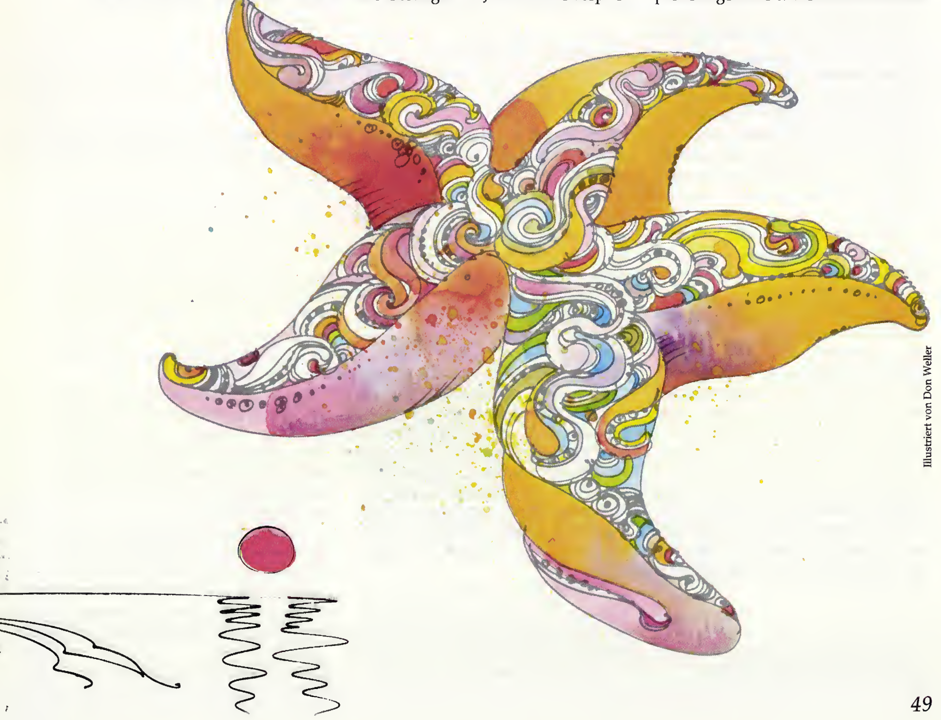
Kurz nachdem Thomas B. Marsh getauft worden war, gab ihm der Prophet Joseph Smith einen tröstenden Segen und richtete auch eine eindringliche Aufforderung an ihn: „Siehe, ich sage dir, du sollst für die Kirche ein Arzt sein." (LuB 31:10.)

Was für eine Aufgabe hat ein Arzt für die Kirche? Vielleicht war dies eine Weisung für Bruder Marsh, denjenigen in der Kirche zu dienen, die der geistigen Heilung bedurften. Eine unserer wichtigsten Aufgaben als Nachfolger Christi besteht also darin, Leben zu retten oder, mit den Worten des Herrn, für die Kirche ein Arzt zu sein. In unserer Ungeduld, neue Menschen zu bekehren, dürfen wir die ehemals Bekehrten nicht vergessen, die abgefallen sind. Für alle, denen die Missionsarbeit schwerfällt, weil sie schüchtern sind, ist dies eine wunderbare Gelegenheit, die heilende Wirkung des Evangeliums anzuwenden und anderen Freude und Wohlsein zu bringen. Wir können die Probleme anderer nicht lösen, aber wir können ihnen helfen, selbst damit fertig zu werden.

Ich denke da etwa an einen Bruder mit dem Vornamen Stephen, den viele seiner Freunde und viele Gemeindemitglieder links liegenließen, als er exkommuniziert wurde. Er zog in eine neue Gemeinde, wo man ihn akzeptierte, seine Möglichkeiten erkannte und ihn in die Gemeinschaft aufnahm. Man kümmerte sich um ihn, und er wurde mit Liebe wieder in die Kirche zurückgebracht.

Der Abend, an dem er getauft wurde, war kalt, stürmisch und verregnet, doch es kamen mehr als fünfzig seiner neuen Nachbarn und Freunde, weil er ihnen wichtig war. Am Schluß des Gottesdienstes stand die Chorleiterin auf, um das Schlußlied zu dirigieren. Sie blickte zu Stephen hinüber, sah das Sehnen in seinem Blick und reichte ihm das Gesangbuch. Jetzt konnte Stephen wieder mehr machen als nur mitsingen – er konnte wieder aktiv sein. Ich werde seinen freudigen Blick nie vergessen, als er dirigierte und mit seinen Freunden die Evangeliumslieder sang.

Ich denke auch an meine Freundin Elizabeth, deren Lebensweise und Gewohnheiten sie von der Kirche wegführten. Nach über zehn Jahren hatte sie den Wunsch, zurückzukommen und „hineinzuschauen". An einem Sonntag fuhr sie an einem Gemeindehaus vorbei und hatte das Verlangen hineinzugehen. Noch am selben Tag wurde sie Mitglied unserer Gemeinde. Ihr Äußeres und ihre Lebensweise ließen deutlich erkennen, daß sie anders war als wir, und sie machte sich Sorgen, daß sie vielleicht nie dazupassen würde. Doch ihre neuen Freunde kamen ihr mehr als den halben Weg entgegen, schlossen sie bei allen Aktivitäten ein und fanden Möglichkeiten, ihr künstlerisches Talent für den Aufbau des Gottesreiches einzusetzen. Ihre Besuchslehrerinnen leisteten hundertprozentige Arbeit. Sie liebten nicht ih-



Illustriert von Don Weller

ren Auftrag, sondern Elizabeth. Heute wohnen sie nicht mehr in derselben Stadt, stehen aber immer noch in Verbindung.

Es kam die Zeit, da Elizabeth wieder ein vollwertiges Mitglied wurde und man sie als Lehrerin in der FHV berief. An dem Abend, als sie in ihrer neuen Berufung bestätigt wurde, fiel mir auf, daß sie gleich nachher eilig das Haus verließ. Ich rief sie an, da ich mir Sorgen machte, daß sie die Berufung vielleicht als Last empfände.

„Nein", sagte sie, „ich mußte nur nach Hause laufen und es meiner Mutter sagen. Als ich es ihr sagte, tanzten wir beide durch die Küche, und sie sagte immer wieder: ‚Ich habe gewußt, daß du eines Tages in der FHV unterrichten wirst!'"

Und dann ist da meine Freundin Katherine, die jahrelang ohne geistige Heimat war und ihre philosophischen Fragen nicht mit den Lehren des Evangeliums vereinbaren konnte. Sie löste sich von der Kirche und brachte Finsternis in ihr Leben, aber auch sie hatte Freunde, die sie nie aufgaben und spätnachts mit ihr beisammensaßen, um die Wahrheit zu erläutern und Fragen zu beantworten. Viele dieser Freunde waren kürzlich mit dabei im Tempel, als Katherine ihr Endowment empfing. Unwahrscheinlich? Gewiß, wenn man bedenkt, wie weit abseits sie gestanden hatte. Aber unmöglich? Nein, denn es gab Freunde, die da waren, als sie sie brauchte.

Was wird aus einem, der Verlorene sucht? Ich glaube nicht, daß man geben kann, ohne daß Entsprechendes zurückkommt. Der Geber hat Gelegenheit, das Wirken des Geistes im eigenen Herzen zu spüren. Diejenigen, die es uns erlauben, daß wir ihnen beim Wiederaufbau ihres Lebens helfen, machen uns ein großes Geschenk. Indem sie sich auf unser Zeugnis stützen, geben sie uns Kraft. Indem sie sich uns anvertrauen, lehren sie uns Vertrauen. Indem sie ihre Erfahrungen schildern, erweitern sie unseren Ausblick. Und indem sie umkehren, lehren sie uns etwas Wichtiges von der Kraft der Sühne. Lebende zu suchen und in der Kirche Arzt zu sein bringt unaussprechliche Freude. □

Marilyn Brick Taft ist in ihrer Gemeinde in Salt Lake City Sonntagsschullehrerin.



„Siehe, ich bin bei euch"

Cherie B. Warnock

Ich kann mich noch gut erinnern, daß meine Taufe, als ich sieben Jahre alt war, so weit weg schien, als würde ich sie nie erleben. Voll Aufregung war ich dabei, als mehrere Kinder aus meiner Sonntagsschulklasse getauft und konfirmiert wurden. Irgendwie kamen sie mir nach der Taufe anders und sehr wichtig vor.

Endlich kam der Sommer, und Schwester Nielsen, unsere Lehrerin, sagte der Klasse, daß die Reihe als nächstes an mich käme. Ich konnte kaum fassen, daß es wirklich soweit war. Ich sollte an meinem Geburtstag getauft werden, am 24. Juli, der bei den Heiligen der Letzten Tage als Pioniertag gefeiert wird. Gleich nach der Taufe wurde ich konfirmiert und empfing die Verheißung, ich könne den Heiligen Geist als ständigen Begleiter haben. Freude und Zufriedenheit erfüllten mich.

Doch die Tage wurden zu Monaten, und ich fing etwas enttäuscht an zu denken, daß der Heilige Geist für einen ständigen Begleiter allzu schweigsam sei. Manchmal fragte ich mich, ob ich vielleicht meiner besonderen Verheißung und Konfirmation nicht würdig gewesen sei.

Dann kam der zweite Sommer nach meiner Taufe. Ich war zehn und groß für mein Alter. Meine Arbeit zu Hause konnte ich rasch erledigen, um dann zu meiner Großmutter zu entwischen, die in einiger Entfernung auf ihrer Farm wohnte. Auf dem Weg dorthin schien ich fast zu fliegen, so ungeduldig war ich, zu dem liebsten Menschen zu kommen, den ich kannte.

Es war die Zeit der Heuernte, und die Arbeiter waren schon auf den Feldern, als ich zu Großmutter eilte. In ihrem Haus standen auf langen Tischen immer die herrlichsten Speisen: Gemüse aus dem Garten, frischgebackenes Brot und Beerenkuchen.

Der Tag schien zu verfliegen, wie all die schönen Sommertage, die ich bei Großmutter verbrachte. Nur ungern nahm ich Abschied. Wie immer fiel es mir auch diesmal schwer, die angenehme Wärme in Großmutters Küche zu

(Lesen Sie bitte weiter auf Seite 57)

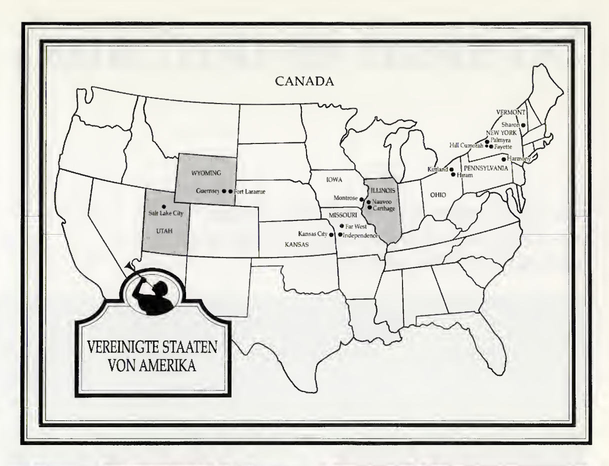
So sieht es dort aus

Mit der Kamera an historischen Stätten aus der Geschichte der Kirche in Illinois und auf dem Weg nach Westen

Der dritte und letzte Teil dieser Serie von fotografischen Dokumentationen zu historischen Stätten aus der Geschichte der Kirche zeigt Bilder von Gebäuden in Nauvoo, die von den verfolgten Heiligen verlassen wurden, als sie sich über die Prärien von schier grenzenloser Weite aufmachten, um im Tal des Großen Salzsees Zuflucht zu suchen. Viele der Gebäude sind restauriert worden. Die Fotografen waren Eldon Linschoten und Jed Clark.



1 Das Besucherzentrum in Nauvoo. Die Gedenkstätte zu Ehren der Frauenhilfsvereinigung wurde im Sommer 1978 geweiht.





2 Haus und Werkstatt von Jonathan Browning in Nauvoo. Browning erfand eins der ersten Magazingewehre, und sein Sohn, John Moses Browning, der sich in Ogden in Utah niederließ, war der Erfinder des Maschinengewehrs.

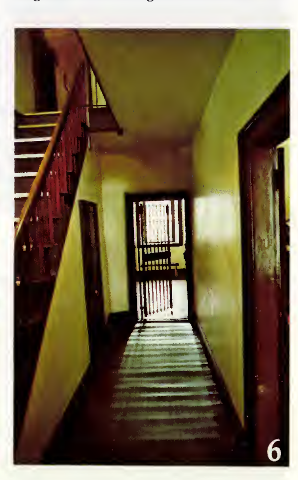


3 Frontansicht von Wilford Woodruffs Haus in Nauvoo.



4 Die wiederaufgebaute Siebzigerhalle in Nauvoo. Das Gebäude wurde von 1843 bis 1844 errichtet und diente als Versammlungsraum für Vorträge und Gottesdienste.





5 Das Gefängnis von Carthage, wo Joseph und Hyrum Smith am 27. Juni 1844 ermordet wurden.

6 Obergeschoß des Gefängnisses von Carthage, wo die Gefangenen die erste Nacht zubrachten.



7 Familienfriedhof der Smiths. Grabsteine markieren die ursprünglichen Gräber von Joseph und Emma Smith. Hier waren auch die Eltern des Propheten, Lucy Mack Smith und Joseph Smith sen., seine Brüder Hyrum, Don Carlos und Samuel, zwei seiner im Kindesalter verstorbenen Söhne und Freunde der Familie begraben.









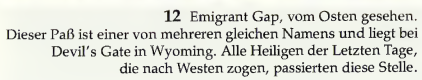


8 Blick vom Mexican Hill nach Westen über den Platte River bei Guernsey, Wyoming. Der Weg über den Felsen war so steil, daß die Pioniere behaupteten, daß ein Becher, der aus dem Wagen fiel, vor den Ochsen auf dem Boden landete.

9 Der 3000 m hohe Laramie Peak acht Kilometer westlich von Fort Laramie als erster Bote der Berge im Westen.

10 Heber Springs am Horse Shoe Creek, westlich von Glendo, Wyoming. Die üppigen Wiesen waren ein bevorzugter Lagerplatz der Heiligen. Die Quellen sind nach Heber C. Kimball benannt, der ein vorzüglicher Reiter und Pfadfinder war und als erster Heiliger der Letzten Tage dorthin kam.

11 Als Brigham Young, Heber C. Kimball und einige Begleiter im September 1947 auf dem Rückweg vom Salzseetal nach Winter-Quarters bei Glenrock in Wyoming den Deer Creek hinaufmarschierten, überraschten sie eine Grizzlybärenmutter und entkamen ihrem Angriff nur, indem sie sich auf diese Felsen retteten.

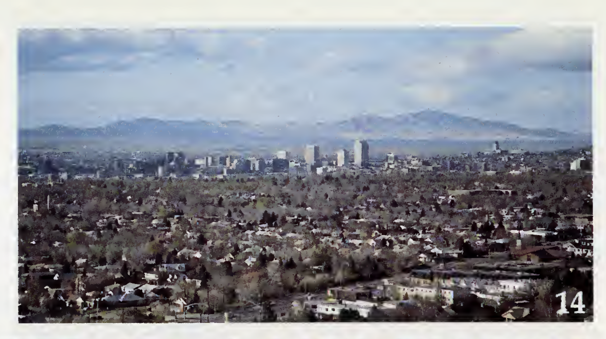


12 Emigrant Gap, vom Osten gesehen. Dieser Paß ist einer von mehreren gleichen Namens und liegt bei Devil's Gate in Wyoming. Alle Heiligen der Letzten Tage, die nach Westen zogen, passierten diese Stelle.



13 Independence Rock, Ostansicht. An diesem bekannten Lagerplatz in Wyoming kletterten die Kinder gern auf die Felsen, und viele Erwachsene haben hier ihre Initialen eingeritzt oder auf die Felsen gemalt.

14 Das heutige Salzseetal mit der von Bergen umgebenen Stadt Salt Lake City.





„Siehe ich bin bei euch" (Fortsetzung von Seite 50)

verlassen, doch die Schatten der Bäume und der Hügel hinter ihrem Haus wurden schon lang, und ich wußte: Wenn ich noch viel länger wartete, wurde es dunkel, bevor ich nach Hause kam – ein unangenehmer Gedanke, obwohl ich die beleuchteten Fenster unseres Hause unten im Tal am Fluß würde sehen können.

Ich blieb kurz auf der Treppe sitzen und genoß den süßen Duft des reifen Obstes und der Rosen, die über die Veranda wucherten. „Warum muß es dunkel werden?" dachte ich.

Seufzend fand ich mich damit ab und ging den Gartenweg zum Tor hinab. Als ich den Hof hinter dem Tor überquerte und ans Gatter auf dem Hügel kam, merkte ich plötzlich, daß es Nacht geworden war. Selbst die Schatten waren verschwunden. Mit dem Fuß stieß ich ein paar Steine vor mir her, als ich den steilen Hang hinabstieg. Ich hörte sie kollern, bis sie ganz unten waren. Sonst machte es mir Spaß, Steine hinunterzurollen, doch heute klang ihr Poltern, wenn sie in der Nacht verschwanden, wie ein böses Vorzeichen.

Als ich den Fuß des Abhanges erreicht hatte, fielen mir die tiefen Wagenspuren an der Stelle ein, wo während des Tages viele Wagen die Straße überquert hatten. Sie waren voll Wasser, und ich sprang immer von einem Stein zum anderen, wenn ich darüber mußte, doch in der Dunkelheit war das unmöglich. „Macht nichts", dachte ich, „es ist warm, und meine Schuhe sind ohnehin schon alt." Ich stapfte durch, und meine Füße rutschten und glitten auf den Steinen und im weichen Lehm.

Die Frösche, die laut gequakt hatten, waren nun still, und meine Angst wuchs wie ein dunkles Gespenst. „Ich werde singen", sagte ich mir, und stimmte ein Lied an, das für ängstliche Herzen wie geschaffen war: „Vorwärts, Christi Jünger. . ."

Kaum hatte ich diese Worte gesungen, als eine Stimme in meinem Inneren sagte: „Sei still und horch!"

Einen Augenblick lang war ich erschrocken, doch dann hielt ich es für Unsinn, sang noch lauter als zuvor und marschierte dazu, um meinen schwindenden Mut nicht ganz zu verlieren.

Wieder kam es wie ein alle Gedanken verdrängender Befehl: „Sei still und horch!"

Ich blieb stehen, und mein Herz schlug lauter als der Marschschritt meiner klitschnassen Schuhe einen Augenblick zuvor. Entschlossen holte ich tief Luft und begann noch einmal: „Vorwärts. . ." Doch bevor ich die Worte hervorbrachte, hörte ich es wieder, noch eindringlicher: „Sei still!"



Ich hielt inne. Das letzte Fünkchen Mut flog davon wie ein dürres Blatt im Wirbelwind. Was sollte ich tun? Angst ergriff mich, und ich begann zu beten: „Himmlischer Vater, bitte segne mich!" Ich wußte nicht einmal, worum ich bitten sollte, sondern sagte nur immer wieder: „Himmlischer Vater, bitte segne mich", bis die Welle der Angst verebbte und ein Gefühl der Sicherheit mich erfüllte. Dann hörte ich die Worte: „Geh von der Straße weg!"

Diesmal gehorchte ich sofort, und so laut ich vorher gewesen war, so lautlos ging ich nun, den Weg eher ertastend als sehend. Fast einen Kilometer ging ich so durch das Feld neben der Straße, in der Dunkelheit verborgen. Fast hielt ich den Atem an, und ich horchte angestrengt auf die Geräusche der Nacht um mich her, manche wohlvertraut, andere fremd und kaum vernehmbar.

Die Furt war nun ganz nah, und ich dachte schon an das Gatter am Fluß. Sollte ich darüberklettern oder unten durchkriechen? Kaum hatte ich das zu Ende gedacht, da kam die Antwort: „Geh nicht am Gatter über den Fluß!"

Wo sonst? Ich blieb wieder stehen, diesmal um an den Fluß und an den dichtbewachsenen Sumpf zu beiden Seiten des Wassers zu denken. Da kam man schon bei Tag schwer durch, aber nachts?

Da nahm ich plötzlich einen Geruch wahr, den die Nachtluft mir zutrug. Er ließ mich erschauern, und nun wußte ich auch, daß Gefahr drohte: Tabakrauch, scharf und durchdringend! Gewiß war jemand am Gatter, und mir war klar, daß dort Gefahr lauerte.

Wie ich den sumpfigen Fluß überquerte und das andere Ufer erreichte, habe ich längst vergessen, doch erinnere ich mich noch deutlich an mein Heimkommen und wie ich meinen zerzausten Zustand und alles andere erklärte.

Mein Vater glaubte mir, ohne zu fragen. Er zog die Stiefel an, nahm das Gewehr von der Wand und ging hinaus über die Felder in die Dunkelheit. Stunden später kam er zurück. Er erzählte nichts, versicherte mir aber tröstend, daß ich ganz entschieden das Richtige getan hatte.

Obwohl damit meine langen, schönen Heimwege in der Dämmerung endeten, war ich glücklich und dankbar für das Wissen, daß mich der Heilige Geist in der Tat begleitete. Und ich bin heute noch dankbar dafür, denn dieses Wissen hat mir oft geholfen, und ich bin sicher, daß es mir bis ans Lebensende noch oft helfen wird. Hat doch der Herr verheißen: „Seid gewiß: Ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt." (Matthäus 28:20.) □

